Der Schein trügt.

Erzählung

von

M. Parsons.

Nach dem Englischen.

Zweite Auflage.

Köln 1861.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Erstes Capitel.

Die Berathung.

„Ich muß Winfride fortschicken, es geht nicht anders," sagte Frau Barnard mit jenem Tone, welcher eine gewisse Unentschlossenheit durchblicken läßt. „Was denkt Ihr, Frau Miller? Ihr sagt nichts! Ihr habt doch selbst behauptet, sie würde mir nie genügen!"

„Nun ja, gnädige Frau," antwortete Frau Miller, die Köchin und Haushälterin, indem sie verlegen den Zipfel ihrer Schürze drehte, „ich habe das allerdings gesagt, Winfride ist gewiß kein Dienstmädchen, wie Sie es wünschen; sie ist weder flink noch geschickt, — aber —"

„Aber was?" unterbrach sie Frau Barnard, welche sich ärgerte, daß ihr erster Minister die Sache noch überlegen zu wollen schien, nachdem sie selbst entschlossen war — sie glaubte das wenigstens — Winfride fortzuschicken.

„Wirklich, gnädige Frau, sie ist ein gutes

Mädchen und gibt sich Mühe. Wenn sie nicht so langsam und unbehülflich wäre, ließe sich etwas aus ihr machen."

„Aber sie zerbricht doch so vieles," klagte die Dame.

„Ja, gnädige Frau, sie war im Anfange recht unglücklich und ist noch jetzt ungeschickt genug; aber das muß ich sagen: sie zeigt es immer selbst an, wenn sie nur das Geringste zerbrochen hat."

„Das ist schön, aber es macht die zerbrochenen Sachen nicht wieder ganz. Ferner habt Ihr auch gesagt, sie sei mürrisch."

Frau Miller schwieg eine Weile, dann antwortete sie: „Ich habe in der letzten Zeit nichts Derartiges bemerkt. Ich möchte fast wünschen, sie wäre besser oder schlimmer, damit wir uns leichter entschließen könnten."

Die gute Frau wußte indessen, daß es Unrecht ist zu wünschen, Jemand möchte Fehler begehen, um auf diese Weise die eigene Handlungsweise gerechtfertigt zu sehen. Frau Barnard seufzte und schien unentschlossen.

„Schicke Winfride nicht fort, liebe Mutter," bat ihre kranke Tochter, indem sie ihr Buch weglegte und den zarten Kopf vom Kissen erhob; „schicke das arme Mädchen nicht fort."

Frau Leslie war die einzige Tochter der

Frau Barnard, und kürzlich aus Indien zurückgekommen, um ihre zerrüttete Gesundheit herzustellen. Ihr Wunsch galt natürlich viel bei der liebenden Mutter.

„Warum, liebe Louise," fragte sie lächelnd.

„Winfride ist ein armes, verlassenes Mädchen; ihre Angehörigen sind alle todt."

„Aber es wäre doch hart, wenn ein dummes Mädchen uns zur Last sein sollte, bloß darum, weil sie keine Verwandten hat! Hätte ich im voraus gewußt, wie unwissend und ungeschickt sie ist, so hätte ich sie nie genommen. Du hast ja selbst gesagt, Louise, es sei unmöglich, sie etwas zu lehren, sie kenne nicht einmal die Hauptartikel des Glaubens. Es ist eine Schande für eine Katholikin, so unwissend zu sein!"

„Das ist richtig", gab Louise zu. „Als ich sie und Margaret neulich befragte, fand ich, daß Winfride den Katechismus fast nicht kennt; sie weiß zwar das Glaubensbekenntniß herzusagen, aber sie versteht den Sinn nicht. Margaret antwortete ganz geläufig."

„Ja, Margaret ist ein ganz anderes Mädchen," erklärte Frau Barnard.

„Winfride ist indeß weit mehr darauf bedacht, in die Messe zu gehen und rechtzeitig hinzukommen," bemerkte die Haushälterin.

„Aber wozu dient das," sagte die Frau

des Hauses ungeduldig, „wenn sie gar nicht versteht, was dort vorgeht?"

„O sage das nicht, liebe Mutter," rief Frau Leslie, und ein zartes Roth überflog ihr marmorbleiches Antlitz; „der Wunsch, Gott zu gefallen, ist immer löblich, so ungeschickt man sich dabei anstellen mag."

Frau Miller kam ihrer Dame zu Hülfe: „Ich bin überzeugt, daß die gnädige Frau Jedermann ehrt, der seine Pflichten erfüllt und Gottes Gebote hält; aber sie wird denken, wer nichts von Gott weiß, könne sich nicht viel nach Ihm richten."

„Das ist es gerade, Miller," bestätigte Frau Barnard. Nach einiger Ueberlegung fuhr sie fort: „Nun, wir müssen mit diesem ungeschickten Mädchen noch einen Versuch machen, weil meine Tochter es wünscht."

„Ich bitte dich nur, Mama," sprach Louise sanft, „sie so lange zu behalten, bis du eine andere Stelle für sie weißt; bedenke: sie ist so ganz verlassen."

Dieser Beschluß schien alle Parteien zu befriedigen. Frau Miller empfahl sich und stieg in ihre Berufssphäre mit bedeutendem Selbstgefühl hinunter: sie hatte ja ihre Abneigung gegen die dumme Winfride besiegt und sogar für ihr Bleiben gestimmt, während sie doch herzlich wünschte, daß sie weg-

ginge. Sie freute sich daher ihrer guten Handlung, obwohl eine starke Beigabe von Eigenliebe und Dünkel dabei im Spiele war. Der Beweggrund jedoch war gut, denn sie hielt ihre Handlungsweise für Christenpflicht. Frau Barnard freute sich, ihrer Tochter Wunsch erfüllen zu können und Louisens gefühlvollem Herzen that es wohl, für Winfride gesprochen zu haben.

Zweites Capitel.

Die Familie Barnard und deren Haushalt.

Frau Barnard war die Frau eines angesehenen Rechtsanwaltes in der Landstadt Southwell. Sein hübsches, aus rothen Ziegeln erbautes Haus stand an der Grenze des Städtchens, gerade als wollte es dem Wanderer sagen, er sei noch nicht ganz auf dem Lande oder er nähere sich der Stadt. Ein kleiner, mit Bäumen bepflanzter Grasplatz trennte das Haus von der staubigen Landstraße, und durch das halboffene Gitterthor sah man wohlgeordnete Blumenbeete, welchen, damit beim Angenehmen das Nützliche nicht fehle, ein Gemüsegarten folgte. Mit einem Worte: alles, von den glänzenden

Messingbeschlägen der Thüren bis zu dem sorgfältig unterhaltenen Kieswege gab Zeugniß von der Wohlhabenheit, wenn nicht von dem Reichthume des Eigenthümers.

Herr Barnard war ein schlauer und thätiger Mann, dessen Hauptbestreben dahin gerichtet war, durch seinen Beruf ein anständiges Auskommen zu erringen. Seine Ansichten über Pflicht und Vortheil befanden sich in glücklichem Einklange; er betrachtete die Ehrlichkeit als die beste Politik, und unermüdlichen Fleiß eben so gut als eine Pflicht, wie Rechtschaffenheit und Geradheit.

Von allen Geboten, welche Gott dem Menschen gegeben hat, schien besonders das eine: ‚Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen!' seinem Geiste unabläßig vorzuschweben, und er schien dies mehr als etwas Angenehmes, denn als ein Strafurtheil zu betrachten. Da Neigung und Gewissen sich so gut vertrugen, legte vielleicht Niemand am Abende eines mühevollen Tagewerkes sein Haupt mit mehr Selbstzufriedenheit zur Ruhe, als besagter Advocat. Er glaubte sich stets im Frieden mit Gott, seinem Nächsten und sich selbst. Herr Barnard hatte in der That keinen rechten Begriff davon, was ‚Sünde' war; er konnte den eigentlichen Sinn des Wortes nicht fassen. Ihm war es gleichbedeutend

mit ‚Verbrechen‘, das heißt: grober Beleidigung der Gesellschaft oder des Gesetzes. Kleinere Fehler betrachtete er aus dem gleichen Gesichtspunkte: als Verstöße gegen die Gesellschaft, Gemeinde oder Familie, und als strafbar, weil Jeder einen Theil derselben bildet. Er sah die Menschen nicht als von Gott geschaffene und Ihm verantwortliche Wesen an, sondern als der Welt angehörig und sich gegenseitig für die Erfüllung ihrer Pflichten verantwortlich. Gott war für ihn sozusagen nur der große Oberaufseher, welcher die gehörige Ausübung der Pflichten gegen die Gesellschaft zu überwachen, und in einem künftigen Leben die oft ungleiche Austheilung der Glücksgüter gut zu machen hatte.

Herr Barnard war Protestant. Seitdem er eine katholische Frau geheirathet, war er deren Religionsübungen nie in den Weg getreten. Er hatte sie auch nicht gehindert, ihr einziges Kind in ihrem Glauben zu erziehen. „Es ist am besten,“ meinte er, „wenn Mädchen der Religion der Mutter folgen.“ Frau Barnard durfte sogar katholische Dienstboten halten. Dieses Zugeständniß verdankte sie übrigens nicht ihrem eigenen Eifer, sondern der Frau Miller, welche viele Jahre bei ihr in Diensten war und das vollste Vertrauen in allen häuslichen Angelegenheiten

genoß. Die Haushälterin war eine viel entschiedenere Katholikin als ihre Herrin; sie hatte jene Einrichtung getroffen, und Frau Barnard hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden.

Obwohl also die ganze Familie mit einer einzigen Ausnahme katholisch war, hatte die Haushaltung doch durchaus keinen katholischen Charakter. Die Gebräuche, die Sitten, die ganze Richtung, die Atmosphäre war protestantisch. Das ist leicht erklärlich, denn die Hausordnung mußte sich nach dem Haupte des Hauses richten, das allein mit voller Autorität den Ton angab. Frau Barnard konnte diesen Mangel nicht verbessern. Die gute Frau gehörte zu einem unglücklichen Schlage von Katholiken. Eine fünfundzwanzigjährige Gewohnheit ließ sie ihre Religion als ein Ding betrachten, das man außer Sicht, gleichsam vom gewöhnlichen Leben entfernt halten müsse. Sie hatte ihren Glauben nicht verloren und versäumte auch ihre religiösen Pflichten nicht; sie beichtete und communicirte an jedem hohen Festtage. Sie suchte die Gebote zu halten und Gott mit keiner schweren Sünde zu beleidigen; die geistlichen Räthe aber, meinte sie, seien nur für Ordensleute. Dabei schien es ihr eine

Hauptaufgabe, ihre Religion dem protestantischen Gatten so wenig als möglich lästig werden zu lassen; und sie fühlte instinctmäßig, daß strenge Grundsätze oder eifrige Religionsübungen dies zur Folge haben würden. Sie kannte daher keinen Fortschritt im geistigen Leben und begnügte sich mit dem Vorsatze, die Sünde zu meiden. Unglücklicher Weise war geistlicher Beistand in ihrem Wohnorte selten. Die katholische Gemeinde war immer sehr arm gewesen, und nach dem Wegzuge einiger katholischer Familien war die bestehende Missionsstation ganz eingegangen. Es war demnach kein Geistlicher mehr beständig dort, sondern das heilige Opfer wurde Sonntags und bei besondern Veranlassungen von einem Priester dargebracht, welcher einige Meilen entfernt wohnte und die Erlaubniß hatte, zwei Mal an einem Tage die heilige Messe zu lesen. So groß und traurig dieser Verlust war, so war es doch noch trauriger, daß Frau Barnard ihn nicht fühlte.

Louise Leslie war viel frommer als ihre Mutter. Mit bessern Naturanlagen begabt, hatte die Vermählung mit einem eifrigen Katholiken ihrer mangelhaften religiösen Erziehung bedeutend nachgeholfen. Ihre Krankheit trug nicht wenig dazu bei, ihr Herz zu reinigen, zu erweichen und sie Gott näher

zu bringen. So viel sich auch die Aerzte von einem längern Aufenthalte in einem kühlern Klima versprachen, fühlte Louise doch, daß ihr kein langes Leben beschieden sei, und wünschte innig, die letzte Zeit gut zu verwenden und dem lieben Gott das Opfer ihrer irdischen Liebe durch stille Unterwerfung in Seinen Willen muthig zu bringen.

Woher kam es, daß ihr das so schwer wurde? Hoffte sie noch immer, es werde nicht von ihr verlangt werden? Fehlte die wahre Liebe oder liebte sie die Tröstungen der Religion mehr als Gott? Etwas fehlte in jedem Falle, das fühlte sie tief; aber sie hatte Niemand, an den sie sich wenden, Niemand, der ihr rathen konnte. Sie war zu leidend, um in die Kirche zu gehen, und wagte nicht, ihre Mutter zu bitten, ihr den Geistlichen rufen zu lassen, weil sie fürchtete, dieselbe könnte das als eine Todesahnung betrachten. Um also Frau Barnard nicht zu erschrecken, beschloß Louise, eine passendere Zeit abzuwarten, und schleppte ihr trauriges Dasein fort, indem sie jedes kleine Liebeswerk, wozu sie Gelegenheit fand, verrichtete, und ihre körperlichen Leiden geduldig zu tragen bemüht war.

Frau Miller war, wie bereits erwähnt, eine gute, entschiedene Katholikin. Sie er-

forschte fleißig ihr Gewissen und hielt strenge Wacht über sich selbst. Sie pflegte sogar ihre Fehltritte aufzuzeichnen, um ja nichts in der Beichte zu vergessen. Vielleicht beschäftigte sie sich zu viel damit und vergaß darüber, in der Liebe Gottes und des Nächsten fortzuschreiten; denn die Frau Miller von heute war nicht besser als Frau Miller vor zehn Jahren gewesen war. Dieselben Fehler, dieselben Tugenden, dieselben Selbstanklagen, derselbe Vorsatz, sich zu bessern. Ihrer Religion fehlte Duft, Milde und Salbung. Wie soll ich es ausdrücken? Anstatt Gott zu lieben, liebte sie den Ruf einer guten Christin und strebte danach. Sie wünschte auch wirklich, eine vortreffliche Katholikin zu sein — aber ihre Liebe zu Jesus und Maria war mangelhaft. Sie fehlte ihr nicht gänzlich: denn sonst wäre sie gar keine Katholikin gewesen.

Margaret, das Stubenmädchen, war eine hübsche, schlanke Dirne mit glänzenden, schwarzen Augen, welche am liebsten zum Fenster hinaussah und sich für ihre Stellung viel zu zierlich kleidete. So wenig angenehm es der Frau Barnard war, daß ihr Haus an der Landstraße lag, weil sie den Staub sehr scheute, um so mehr war Margaret damit zufrieden, da sie gern

den Eilwagen vorbeifahren sah und bei dieser Gelegenheit vielleicht sich selbst gern sehen ließ.

Von der armen Winfride, dem Hausmädchen, wollen wir vorerst gar nichts sagen, sondern ihr erlauben, ihren Charakter selbst zu zeigen, und so bleibt noch der Bediente Johann, der zu allen möglichen Beschäftigungen verwendet wurde. Er besorgte Herrn Barnard's Pferd, pflegte den Garten, servirte bei Tische, wenn Gesellschaft vorhanden war, putzte Stiefel ꝛc. und verwendete seine freie Zeit dazu, der Margaret den Hof zu machen. Er war stets ein braver Mensch gewesen, erfüllte aber seit einiger Zeit seine religiösen Pflichten nachläßig — erstens weil ihn Herr Barnard so viel in Anspruch nahm, daß ihm wenig Zeit blieb, hauptsächlich aber, weil eine gewisse geistige Trägheit über ihn gekommen war, seit er der leichtsinnigen Margaret huldigte.

Diese Personen bildeten, mit Einschluß einer Protestantin, welche bei Frau Leslie's kleinem Knaben als Amme war, Herrn Barnard's Hausstand.

———

Drittes Capitel.

Die Prüfung.

„Es ist wirklich eine Schande für eine Katholikin, so unwissend zu sein," sprach Frau Leslie zu sich selbst, ihrer Mutter Worte wiederholend. „Aber wenn das wahr ist, so ist es auch eine Schande für Katholiken, wenn sie das Uebel nicht gut zu machen suchen. Ich muß wirklich versuchen, das arme Geschöpf zu belehren. Wenn ich Kenntnisse besitze, die ihr mangeln, so ist es meine Pflicht, dieser Noth zu steuern. Ich will noch heute zu erfahren suchen, was sie von ihrem Glauben eigentlich weiß, und danach meine Methode einrichten."

Louise beeilte sich, ihren Vorsatz auszuführen; obwohl ungewöhnlich müde, wollte sie doch die Sache nicht aufschieben, und rief Winfride, damit diese ihr die Haare bürsten und beim Auskleiden behülflich sein solle. Das war, wenn die Amme verhindert war, gewöhnlich Margaret's Geschäft, und für die kränkliche, empfindliche junge Frau war es gewiß ein Opfer, den Händen eines so ungeschickten Kammermädchens, als Winfride zweifelsohne sein würde, sich anzuvertrauen.

Nachdem Frau Leslie dem Mädchen einige allgemeine Verhaltungsregeln ertheilt hatte, setzte sie sich erschöpft in einen Armsessel und überließ sich Winfridens Händen. Ein Bild der Ungeschicklichkeit, stand diese mit dem Kamme in der Hand hinter der jungen Dame, während deren langes seidenweiches Haar über die Lehne des Sessels herabhing. Letztere unterbrach die Stille, indem sie ihre Dienerin fragte, ob sie je in der Schule gewesen sei.

„Bitte, Madame, was haben Sie gesagt?" fragte das Mädchen. Zugleich fuhr sie mit dem Kamme entschlossen durch Frau Leslie's Haar. „Fange doch unten an!" rief die arme Dame, welche sehr empfindliche Kopfnerven hatte. „Das geht nicht, Winfride; du mußt immer unten anfangen."

Da Winfride sah, wie unglücklich ihr Versuch ausgefallen war, und doch nicht recht begriff, was „unten anfangen" eigentlich heißen solle, blieb sie mit offenem Munde stehen. Der Kamm, der in ihrer Hand zum Marterwerkzeug geworden, entfiel ihr. Sie hob ihn schnell auf und erröthete bis an die Haare; denn mehrere Zähne waren zerbrochen. Schweigend hielt sie den Kamm der jungen Frau hin, welche nicht umhin konnte,

ihre Unzufriedenheit auszudrücken, denn es war ein prachtvoller neuer Schildpattkamm.

„Ich bin so ungeschickt!" klagte die arme Winfride.

„Nun, es ist nicht mehr zu helfen," sagte Frau Leslie mit erregter Stimme. „Aber warum hast du ihn denn fallen lassen?"

„Ich bin so ungeschickt!" wiederholte sie.

Was ließ sich mehr darüber sagen? Frau Leslie fürchtete zudem, ihre Ungeduld möchte ein unerbauliches Vorspiel zu dem religiösen Unterrichte sein, den sie beginnen wollte. Sie faßte sich daher und sagte ruhig: „Gib mir den Kamm, Winfride; ich will mein Haar selbst auskämmen; du brauchst es dann nur zu bürsten. Aber merke dir: nur recht sanft."

Ihre geschickten Hände hatten die Arbeit schnell vollendet, und das Dienstmädchen begann nun ihren Kopf ganz leise zu bürsten, fest entschlossen, dieses Mal nicht durch Heftigkeit zu fehlen. Da Winfride ihr wenigstens nicht weh that, so ließ Frau Leslie sie gewähren und begann die beabsichtigte Unterhaltung. „Du hast wohl nicht viel gelernt, Winfride?"

„Nein, Madame, nicht viel," war die nüchterne Antwort.

Das „nicht viel“ hätte richtiger „nichts“ geheißen.

„Bist du nie in die Schule gegangen?“

„Nein.“

Frau Leslie dachte nach, was sie zunächst sagen sollte, damit das Mädchen sie verstehe. „Du kannst also nicht lesen, aber du weißt doch einige Gebete auswendig?“

„Ich kann das ‚Vater unser‘ und das ‚Gegrüßet seist du, Maria.‘“

„Verstehst du, was bei der heiligen Messe geschieht?“ Louise dachte an ihrer Mutter Bemerkung, und war begierig, zu erfahren, ob das Mädchen wirklich so unwissend sei.

„Was dabei geschieht, Madame?“ wiederholte Winfride verwundert und hörte zu bürsten auf.

„Ich meine, was der Priester am Altare thut und spricht.“

„Ich sehe wohl, was er thut, aber ich weiß nicht, was er sagt.“

Die Dame seufzte und fürchtete, ihre Mutter habe Recht. Aber vielleicht hatte Winfride sie nicht recht verstanden; sie machte daher einen weitern Versuch und bestrebte sich, ihre Frage recht deutlich zu machen. „Weißt du den Sinn dessen, was der Priester bei der Messe thut?“

„Nein, Madame.“

„Was thust du denn während der Messe? Mit was beschäftigst du dich?“

„Ich bete den Rosenkranz.“

„O, du kannst den Rosenkranz beten! Wirklich?“

„O ja,“ versicherte Winfride, sichtlich erfreut, ein Mal bejahend antworten zu können; „den Rosenkranz kann ich recht gut beten.“

„Das ist schön,“ sagte Frau Leslie zögernd. „Aber weißt du, Winfride, um den Rosenkranz gut zu beten, müssen wir uns nicht damit begnügen, nur die Worte herzusagen, wir müssen über die Geheimnisse nachdenken. Was denkst du dir zum Beispiel bei dem ersten der freudenreichen Geheimnisse?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte das Mädchen traurig.

„Aber du weißt doch, daß es von der Verkündigung handelt?“

„Ja, das weiß ich.“

„Nun, was ist die Verkündigung?“

„Das kann ich nicht sagen,“ war die entmuthigende Antwort.

„Woran denkst du bei den ersten zehn Perlen deines Rosenkranzes?“ fuhr Frau Leslie fort, ihre Frage anders stellend.

„O, ich denke an Unsere Liebe Frau, an den schönen Engel und an das: Gegrüßet seist du, Maria! Du bist voll der Gnade,

der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern."

„Warum war Maria gebenedeit?"

„Winfride dachte einen Augenblick nach und sagte dann trocken: „Ich weiß es nicht."

„Auch das weißt du nicht?" rief die Dame aus. „Wirklich, das ist zu traurig!"

„Weil es Gott so gefiel," äußerte jetzt Winfride schüchtern; „aber ich weiß nicht warum."

„Du weißt also nicht, daß sie gebenedeit war, weil sie die Mutter Gottes werden sollte?"

„Gewiß weiß ich, daß sie die Mutter Gottes ist; aber ich wußte nicht, daß Sie das meinten."

„Gut; das genügt für heute," sprach Frau Leslie verzagend, indem sie ihrer ungeschickten Zofe die Bürste abnahm. „Ich bin sehr müde und muß mich niederlegen. Ich kann also nicht beim Kinde bleiben, während die Amme zum Nachtessen hinuntergeht. Darf ich es dir anvertrauen? Wirst du auch nicht einschlafen? Das Kind ist unruhig, und wenn es weint, mußt du es herausnehmen und sorgen, daß du es wieder zur Ruhe bringst. Du kannst es auch im Zimmer umhertragen; aber laß mir das Kind nicht fallen, wie den Kamm."

Sie bereute diesen Zusatz augenblicklich;

denn das arme Mädchen machte ein ganz niedergeschlagenes Gesicht. „Gräme dich nicht um den Kamm," fuhr sie gutmüthig fort: „so lange du auf das Kind wohl Acht hast, liegt mir nichts an dem Kamm. Kann ich es dir anvertrauen?".

Winfride versprach, recht sorgsam zu sein, und folgte ihrer Dame in das nächste Zimmer, wo diese die Amme entließ. Mit mütterlicher Zärtlichkeit betrachtete Frau Leslie den kleinen Arthur, welchen sie, um ihn nicht zu wecken, sich kaum zu küssen traute. Winfride setzte sich neben die Wiege, und die junge Mutter suchte die Ruhe, deren sie so sehr bedürftig war und die sie doch so wenig genoß.

„Wie soll ich es anfangen, diesem armen Geschöpfe etwas beizubringen?" sprach Louise zu sich selbst. „Sie ist erschrecklich unwissend und scheint ganz ungelehrig zu sein. Mein Trost ist, daß Gott wenig verlangt, wo Er wenig gegeben hat."

Solche Gedanken beschäftigten die arme Kranke, und neben echter Nächstenliebe mischte sich auch ein gewisses herablassendes Mitleid hinein. Sie konnte lange nicht einschlafen, und die Schlaflosigkeit regte ihre Nerven auf. Vielleicht hatte sie kurz vor dem Schlafengehen den Geist zu sehr angestrengt, vielleicht

auch hinderte sie die zu große körperliche Ermüdung, die ihr so nöthige Ruhe zu finden: kurz, eine fieberhafte Unruhe nahm immer mehr überhand. Ihre Gedanken wendeten sich zu ihrem Kinde. Arthur war den ganzen Tag unruhig und verdrießlich gewesen, und die ängstliche Mutter fürchtete ein bedeutenderes Unwohlsein. Sie horchte, bis sie einen Laut zu hören glaubte: es war das Klopfen des Pulses in ihren brennenden Schläfen; sie richtete sich im Bette auf; dieses Mal täuschte sie sich nicht — sie hörte das Kind leise weinen.

Die Amme war noch nicht heraufgekommen; sie blieb auch heute so lange beim Abendessen — alles scheint lange, wenn man wartet. Jetzt weint das Kind wieder. Wacht Winfride? Folgt sie dem erhaltenen Befehle?

Winfride wacht; seit Frau Leslie sie verlassen sitzt sie regungslos auf dem Stuhle, ohne sich auch nur anzulehnen, ohne den Blick von dem ihr anvertrauten Kinde abzuwenden.

Ihre ruhigen grauen Augen mit den langen dichten Wimpern — das einzige Schöne in ihrem Gesichte — heften sich fest auf den schlafenden Kleinen, und ihre Hände liegen gefaltet im Schooße. Ist es Dummheit und Gleichgültigkeit, oder ist es ängstliche Sorg-

falt, ihrer Pflicht zu genügen, was sie so unbeweglich hält. Wer weiß es, als der ewige Zeuge unserer Handlungen und der Schutzgeist, dessen geistigem Auge all unsere Gedanken offen liegen? Jetzt erwacht Arthur; er streckt sein Aermchen aus, das Gesichtchen verzieht sich, und er beginnt zu wimmern, augenscheinlich wird er sogleich schreien.

Winfride nimmt ihn sanft aus der Wiege und legt ihn sanft auf ihren Schooß, nachdem sie, ohne aufzustehen, das Licht so gewendet hatte, daß es die Augen des Kindes nicht treffen konnte. Das Wimmern hört auf, und da es wieder anfangen will, wiegt sie das Kind leise in den Armen. Wieder ist es beschwichtigt, und Winfride legt es vor sich hin und betrachtet es mit der gleichen ruhigen, ernsten Miene. Der Knabe lächelt, und sein Lächeln ruft einen schwachen Widerschein auf die Züge der jungen Wärterin; sie küßt das zarte Händchen und flüstert mit ehrerbietigem Ausdruck: „Er war ein Kind!" Ihre Lippen bewegen sich, aber ihre Worte sind unhörbar.

Wenn nun auch Niemand sie hörte, so wurde sie doch gesehen. Frau Leslie, von fieberischer Ungeduld getrieben, hatte das Bett verlassen, ein Nachtkleid umgeworfen,

sich mühsam zur Thüre geschleppt und dieselbe leise geöffnet. Ihre Besorgniß war unnöthig gewesen. Warum denn heften sich ihre Augen mit einem so neuen, unerwarteten Interesse auf Winfride? Das Licht fiel voll auf des Mädchens reine, ruhige Stirne, deren Ausdruck ernst und gedankenvoll schien, während ein schwaches Lächeln um ihre Lippen spielte. Sah sie heiter aus? Sah sie traurig aus? Wie sah sie doch aus, als sie die kleine Hand an ihre Lippen preßte? War es die Entfernung oder die eigenthümliche Beleuchtung, welche die gewöhnlichen, ausdrucklosen Züge dieses Gesichts so verwandelten, daß sie den erstaunten Augen der jungen Dame eine solche Aehnlichkeit zu tragen schienen? „Sonderbar!" murmelte Frau Leslie, als sie in ihr Bett zurückkehrte, „dieses einfache, arme Mädchen hatte ganz den Ausdruck einer Madonna!"

Viertes Capitel.

Der Traum.

Wenn der Morgen zu dämmern beginnt, und bereits alle Hoffnung auf Ruhe geschwunden ist, senkt sich der Schlaf endlich auf die

müden Augenlider. Frau Leslie schlief jetzt. Sie hatte gewacht, so lange die Andern ruhten, und schlief nur jenen halb bewußtlosen Schlummer, in dem wir meistens träumen. Auch Frau Leslie träumte. Sie glaubte mit offenen Augen im Bette zu liegen und das wachsende Licht des anbrechenden Tages zu beobachten. Plötzlich schien sich dieses in ein leuchtendes Medaillon zusammenzuziehen, welches sich ihr näherte und dessen Mittelpunkt von zwei Gestalten belebt war, deren Häupter ein Glorienschein umgab. Die eine derselben war ganz weiß gekleidet, hatte silberne Flügel und ihre Haare waren so licht, daß man deren Farbe nicht erkennen konnte. In diesem Wesen war kein Schatten, und die Schlafende fühlte sich überzeugt, ihren Schutzengel zu sehen. Er führte eine verschleierte Gestalt an der Hand, welche ganz dunkel war, wie er ganz licht. Nur war ihr Haupt von einem weißen Schleier bedeckt. Von ihren Schultern floß ein tiefblauer Mantel auf ein noch dunkleres Gewand hinab.

„Louise!" sprach der Geist des Lichtes, „nicht wahr, du weißt nicht, wer vor dir steht, wer es ist, den ich dir gebracht habe?"

„Wie könnte ich das wissen," erwiderte die Schlafende, „die Gestalt ist ja verschleiert."

Sie meinte diese Antwort mehr zu denken, als auszusprechen.

„Ein doppelter Schleier verbirgt sie dir,“ fuhr die leuchtende Erscheinung fort; „der eine ist ihre eigene Bescheidenheit, der andere deine Unwissenheit. Ich bin gekommen, dir den letzten Schleier zu lüften, und du mußt sie bitten, den erstern zu entfernen.“

„Und was werde ich sehen?“ fragte Louise.

„Wem Gott eine Gabe sendet, der hat sie dankbar und ohne Frage hinzunehmen,“ sprach der Engel. „Du erhältst hier ein reiches Geschenk und hättest es nicht bekommen, wenn du nicht einem armen Mädchen Gutes erzeigt hättest. Als du sprachst: ‚Schicke sie nicht fort, denn sie ist ganz verlassen,‘ da brachte ich dieses gute Werk vor den Thron des Allerhöchsten, und die Königin der Engel wandte sich zu Ihm, der ihr nichts verweigert, und erbat dir diese Gabe.“

Louise hielt nur ihre Bemühung, das arme unwissende Mädchen zu belehren, allenfalls für eine gute That; jenes Fürwort aber hatte sie nicht als gutes Werk betrachtet und den Vorfall sogar vergessen. Sie wunderte sich daher über des Engels Worte.

Dieser beantwortete ihre Gedanken: „Ja, das war auch eine gute That; aber sie enthielt wenig Liebe und viel Eitelkeit. Die an-

dere Handlung jedoch, so geringfügig sie an und für sich war, geschah aus reiner Liebe zu Ihm, der einst sagte: ‚Ich war ein Fremdling, und ihr habt Mich aufgenommen.' Und weißt du es nicht, du Thörin, daß Gott großmüthig ist und unsere geringen Dienste königlich belohnt? Siehe hier Sein königlich Geschenk!"

Während der lichte Geist diese Worte sprach, fiel der weiße Schleier vom Haupte der dunkeln Gestalt, und Louise sah mit unsäglichem Erstaunen Winfride vor sich stehen. Das also war die Gabe des ewigen Königs der Himmel! Louise hatte Mühe, sich eines spöttischen Lächelns zu enthalten.

„Sie ist gekommen," sprach der Schutzengel, „dich zu lehren, wie man Jesus und Maria liebt."

Wunder über Wunder! Louise starrte schweigend vor sich hin; sie konnte keine Worte finden, ihre Gedanken darein zu kleiden. Wie durfte sie auch wagen, ihren Gedanken Worte zu geben? Während sie auf die Erscheinung blickte, kam eine Veränderung über dieselbe. Der lichte Engel verschwand, aber der Lichtglanz des Medaillons nahm zu und verklärte Winfridens ganze Gestalt. Sie war es, aber in so strahlender Schönheit, daß Louisens Augen den An-

blick kaum ertragen konnten; und durch diese Glorie und Schönheit leuchtete dieselbe Aehnlichkeit mit der zweiten Eva, welche ihr schon am Abende vorher beim flimmernden Kerzenlicht aufgefallen war. Das Ebenbild Maria's, der Typus aller wahren geistigen Schönheit, war den Zügen des armen, unwissenden Mädchens aufgedrückt. Die Bäuerin war bekleidet mit all der Glorie der Königin der Himmel! Louise warf sich im Geiste nieder, demüthigte sich im tiefsten Innern und — erwachte.

Als Frau Leslie sich erhob, stand die Sonne hoch am Himmel, — Winfride hatte schon viele Stunden gearbeitet. Der Traum beschäftigte vollständig die Gedanken der jungen Frau. Wohl wußte sie, daß man auf Träume keinen Werth legen soll; aber kann Gott nicht auch im Schlafe uns ein Gesicht senden?

Wir wollen nun nicht gerade behaupten, daß dieser Traum ein Gesicht war, und eben so wenig, daß, wenn er keins war, er mehr Aufmerksamkeit verdient habe, als alle andern guten Gedanken und Einflüsterungen, welche Gott und unser Schutzengel uns den Tag über einflößen. Aber gewiß ist es, daß diese Eingebungen sowohl als gute Träume uns Verpflichtungen auflegen; denn wir müs-

sen Rechenschaft ablegen für alles, was wir zu unserm Seelenheile hätten anwenden können."

„Wie ist es nur möglich," sprach Frau Leslie zu sich selbst, „daß ich etwas von Winfride sollte lernen können? Der Gedanke scheint mir fast albern." Dennoch hatte der Traum einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, daß sie nicht leicht darüber weggehen konnte. „Vielleicht soll ich Demuth aus meinem Traume lernen? Vielleicht habe ich bei meinem Versuche, die arme Winfride zu unterrichten, zu viel das Bewußtsein meiner geistigen Ueberlegenheit gehegt? Ungeachtet ihrer Unwissenheit mag sie Eigenschaften besitzen, welche meine Achtung erheischen, Eigenschaften vielleicht, deren ich ermangele. Ohne Zweifel ist sie demüthig; ich kann also Demuth von ihr lernen, während ich sie unterrichte. Aber die lichte Gestalt hat doch gesagt: ‚Sie ist gekommen, dich zu lehren, wie man Jesus und Maria liebt.' Wenn sie Jesus und Maria mehr liebt, als ich, was kann ich sie denn lehren? Ist nicht die Liebe mehr werth, als alles Wissen? Schließt die Liebe nicht jede Wissenschaft ein, während sie doch viel höher steht? Um Jesus und Maria zu lieben, muß Winfride dieselben kennen, und um sie mehr zu lieben,

als ich es kann, muß sie dieselben auch besser kennen. Aber das läßt sich doch mit ihrer Beschränktheit und grenzenlosen Unwissenheit nicht zusammenreimen! Möglich, daß sie das Wenige, was sie weiß, besser zu benutzen versteht und mich, während ich sie unterrichte, lehren soll, meine Kenntnisse besser zu verwerthen."

Dieser letzte Gedanke war ein geistreicher Einfall der Eigenliebe; aber Frau Leslie fand sich dadurch nicht befriedigt. „Wenn der gute Rath sich nur auf meine Belehrung bezieht," fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, „warum wurde mir denn gesagt, ich kenne sie nicht? Warum wurde sie mir vorgestellt in solcher Glorie, mit solcher erhabenen Aehnlichkeit bekleidet? Natürlich hat nur die Erinnerung an die sonderbare Idee, welche mir am Abend vorher durch den Kopf flog, dies veranlaßt. Wie aber, wenn mir diese Idee in gleicher Absicht wie der Traum von Gott gesendet worden wäre? Freilich weiß ich, daß wir unsere eigene Unvollkommenheit erkennen und uns nicht scheuen sollen, von den demüthigsten Mitteln Nutzen zu ziehen. Nichts ist so gering, daß wir nicht etwas daraus lernen könnten. Ich will das Mädchen wieder zu mir kommen lassen und sie zu be-

wegen suchen, von sich selbst zu sprechen; so werde ich wenigstens ihr Vertrauen gewinnen, falls ich nichts von ihr lernen kann."

Als Frau Leslie diesen Entschluß gefaßt und ihre Toilette beendigt hatte, begab sie sich in das Wohnzimmer, wo das Frühstück sie längst erwartete. Frau Barnard erkundigte sich zärtlich nach ihrer Tochter Befinden, da deren ungewöhnliche Blässe und nachdenkliches Aussehen ihr auffielen. Louise liebte ihre Mutter; doch hütete sie sich, ihres Traumes zu erwähnen. Sie wußte, daß die Mutter ihre Gedanken kaum besser verstehen und ebensowenig ermuntern würde, als ihr protestantischer Vater. Letzterer hätte ohne Zweifel behauptet, Louise würde nur von solchen Phantasieen belästigt, weil sie sich zu wenig Bewegung in frischer Luft mache.

Luft und Bewegung war Herrn Barnard's unfehlbares Recept für alles. Es war gut für Kopfweh, gut für Herzweh, gut für jedes Weh, das die menschliche Natur befallen konnte. Wenn ein Leiden, sei es körperlich oder geistig, nicht durch Luft und Bewegung geheilt werden konnte, so ging es über die Fassungskraft des guten Herrn Barnard.

So sprach er an dem fraglichen Morgen, während er seinen Rock bis an's Kinn zu-

knöpfte: „O Louise, welch ein schöner Morgen! Es ist recht Schade, daß du nicht ausgehen kannst.“

Louise schauderte bei dem bloßen Gedanken, und die Mutter, welche wenigstens ihre körperlichen Schwächen zu berücksichtigen wußte, legte ein warmes Tuch über die Füße der Kranken, schürte das Feuer und warf dann einen prüfenden Blick umher, um zu sehen, ob noch etwas zur Bequemlichkeit der Leidenden zu thun sei. In Folge dieser Untersuchung legte sie den neuesten Roman so, daß Frau Leslie ihn leicht erreichen konnte. Dann verließ sie das Zimmer, um ihren Haushaltungsgeschäften nachzugehen.

Fünftes Capitel.

Winfridens Jugendgeschichte.

„Komm' herein, Winfride, komm' herein,“ sagte Frau Leslie zu dem Mädchen, welches scheu hereinschaute, nachdem sie ihr Verlangen, einzutreten, durch ein kräftiges Klopfen an der Thüre kund gethan. Sie hatte sichtlich den Muth verloren, ihren Vorsatz auszuführen, sobald ihr Fuß die Schwelle des

Besuchzimmers berührte. „Was wünschest du? Tritt rasch ein und schließe die Thüre; ich fühle Zugluft.“

So waren Frau Leslie's gute Vorsätze, die arme Winfride milde zu behandeln, vergessen, sobald die Ungeschicklichkeit des Mädchens mit der zarten Empfindlichkeit ihrer Nerven zusammenstieß. O, was sind unsere schwachen Entschlüsse, wenn das Leben und die Kraft der göttlichen Liebe sie nicht stärkt! Louise hatte sich vorgenommen, voll Freundlichkeit zu sein, aber Winfride hatte sie überrascht; gleich der Sinnpflanze sträubte ihre Natur sich gegen jede rauhe Berührung.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau,“ sagte Winfride, als es ihr nach einigen vergeblichen Versuchen gelungen war, die Thüre zu schließen. „Frau Miller hat mir gesagt, ich müßte Sie um Verzeihung bitten, weil ich Ihren Kamm zerbrochen habe. Ich wollte Ihnen nun sagen, daß es mir recht leid thut, und Sie möchten mir verzeihen.“

„Das war gar nicht nothwendig, mein gutes Kind,“ sprach Frau Leslie sanft. „Ich wußte, daß es dir leid that, und hatte die ganze Geschichte schon vergessen.“

„Es that mir auch leid, aber ich habe es nicht gesagt; und Frau Miller meint, ich könnte doch keinen neuen Kamm geben und

da sollte ich Sie wenigstens um Verzeihung bitten."

„Ich verzeihe dir auch gern und hatte es schon gethan, ehe du darum gebeten hast."

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau," antwortete Winfride und wollte mit einer linkischen Verbeugung das Zimmer verlassen. Frau Leslie hielt sie zurück.

„Bleibe hier, Winfride; ich wünsche mit dir zu sprechen. Komm' näher, ich kann nicht so laut reden. Du kannst dich setzen." Die junge Frau deutete auf einen Stuhl.

Winfride zog den Stuhl einige Fuß weit zurück und setzte sich; man sah ihr an, daß sie sich unbehaglich fühlte. Louise bemerkte es und überlegte, wie sie das Mädchen zutraulich machen könne. Ein glücklicher Gedanke bot sich ihr.

„Ich möchte gern etwas von Farleigh hören. Frau Miller sagte mir, es sei dein Geburtsort. Als ich noch gesund war, liebte ich das Reiten und kam oft zu Pferde durch Farleigh. Es ist ein hübsches Dörfchen und hat so schöne Wiesen."

Winfridens ganze Erscheinung veränderte sich, und ein freudiges Lächeln überflog ihre Züge, als ihre Heimath erwähnt wurde. Frau Leslie betrachtete sie neugierig, um zu sehen, ob sie eine Aehnlichkeit zwischen ihr

und der Winfride ihres Traumes entdecken könne. Nein, diese Winfride war eine ganz andere; sie hatte ziemlich hübsche Augen und eine hohe, weiße Stirne, aber die übrigen Züge waren ganz gewöhnlich oder hatten wenigstens nichts Eigenthümliches. Sie hatte keine frischen Wangen, aber im Allgemeinen eine gesunde Gesichtsfarbe, die mehr roth als rosig zu nennen war. Ihr Lächeln und Erröthen machte ihre Erscheinung zwar bei weitem angenehmer, aber etwas Göttliches war darin nicht zu entdecken.

„Haben Sie auch das große Haus gesehen, das Herrn Mordaunt gehört, und den Park?“ fragte Winfride. „Und die Hirsche unter den Bäumen? Ich habe nirgend so schöne Thiere gesehen.“

„O ja, ich bin oft durch den Park geritten und habe die schönen Bäume und die Hirsche bewundert.“

„Also Sie sind dadurch geritten? Aber es gibt auch keinen schönern Ort in der Welt,“ versicherte Winfride mit Wärme.

Louise staunte über die Veränderung, welche mit dem jungen Mädchen vorgegangen war. Sie war nicht mehr das ungeschickte, dumme Ding, das heraufgerufen worden, um seine Unwissenheit von einer gebildeten Dame, gewissermaßen einem höhern Wesen, prüfen

und beweisen zu lassen, sondern ein, wenn auch demüthiges Mitgeschöpf, begabt mit den gleichen Neigungen, denselben Gefühlen, derselben Denkweise. Die Beiden gemeinschaftliche Bewunderung der Heimath hatte schnell ein Band zwischen ihnen geschaffen und die Kluft der Erziehung und Verhältnisse überbrückt. Dennoch vergaß Winfride nicht den schuldigen Respect; nach der enthusiastischen Lobrede auf den Park zu Farleigh schwieg sie.

„Nicht wahr, in Farleigh ist keine katholische Kapelle?" fragte Frau Leslie.

„Nein, Madame; es waren keine Katholiken da, mich ausgenommen."

„Wie kommt es denn, daß du katholisch bist? Bist du katholisch geworden?"

„Meine Mutter war katholisch; sie starb, ehe ich sieben Jahre alt war. Der Vater war protestantisch, aber bald nachher starb er auch."

„Wer kümmerte sich denn nach dem Tode deiner Mutter um deine religiöse Erziehung, wenn keine Katholiken im Orte waren?"

„Niemand kümmerte sich darum. Ich wußte nur, was mich die Mutter gelehrt hatte, und das war sehr wenig. Sie arbeitete den ganzen Tag als Wäscherin im Herrenhause, und wenn sie heim kam, war

der Vater auch da; und ich glaube, er hörte nicht gern von unserer Religion sprechen. Die Mutter ließ mich täglich, ehe ich zu Bette ging, das ‚Vater unser' und das ‚Gegrüßet seist du Maria' beten, und lehrte mich das heilige Kreuzzeichen."

„Es ist ein großes Glück, daß du deinen Glauben nicht verloren hast. Du warst so jung, allein unter Protestanten, und wußtest zudem so wenig von der Religion, daß du leicht alles hättest vergessen können."

„O ich konnte es nicht vergessen!" rief Winfride aus. „Als die Mutter am Sterben lag, sagte sie zu mir: ‚Winfride, ich konnte dich nicht viel lehren; und jetzt muß ich dich verlassen, und Niemand wird sich deines Glaubens annehmen. Versprich mir, daß du nie abtrünnig werden willst! Man wird dich zwingen wollen, in die protestantische Kirche zu gehen; aber gehe nicht über die Schwelle! Man wird dich in die protestantische Schule schicken wollen, damit du lesen und schreiben lernest; gehe nicht hinein! Du wirst dort viel Nützliches lernen, aber man würde dir verbieten, die heilige Jungfrau zu lieben und zu verehren: — und Jesus wird dich nicht lieben, wenn du Seine gebenedeite Mutter nicht liebst!' Als sie so sprach, mußte ich bitterlich weinen."

Winfride schwieg bescheiden; sie wunderte sich selbst, wie sie in eine so lange Erzählung hinein gekommen sei.

„Was sagte deine Mutter ferner?“ fragte Frau Leslie, denn ihre Theilnahme erwachte.

„Sie sagte: ‚Du weißt, Jesus ist dein Gott, dein bester und einziger Freund, der Sich aus Liebe zu dir an's Kreuz nageln ließ, und Maria ist Seine Mutter, die Ihm ähnlich ist und die Er so sehr liebt, daß sie im Himmel mit Ihm regiert. Du bist ihr Kind, mehr als das meine, denn sie kann für dich sorgen, und ich kann es nicht. Winfride, versprich mir, nie etwas zu thun, was Jesus und Maria mißfallen müßte. Bemühe dich, Maria ähnlich zu werden, denn das ist der sicherste Weg, Jesu zu gefallen und Ihm ähnlich zu werden.’ Dann sagte sie nicht mehr viel, küßte mich, gab mir ihren Segen und schenkte mir zwei kleine Bilder. Bald darauf starb sie.“

Es trat nun eine Pause ein, denn Winfridens Geschichte war zu Ende. Frau Leslie konnte vor Rührung nicht sprechen. Dennoch wollte sie mehr wissen und nahm das Gespräch wieder auf: „Was für Bilder waren das, Winfride?“

„Hier sind sie,“ antwortete das Mädchen, und zog einen alten, abgegriffenen Buchdeckel

aus der Tasche, in welchen die Bilder zur bessern Verwahrung eingeklebt waren.

Das eine stellte Christus am Kreuze dar; aus den fünf Wunden drangen nebst den Blutstropfen viele Pfeile, hauptsächlich aus der Seitenwunde, durch welche Sein heiliges Herz sichtbar war. Das ganze Bild war mit Herzen umgeben, in welche die Pfeile sich senkten, und trug die Umschrift: „Ich will sie mit den Banden der Liebe an Mich ziehen." Das andere stellte die heilige Familie in Nazareth dar. Die Mutter Gottes betrachtete das Kind Jesus, welches vor der Hüttenthüre mit einem Lamme spielte. Der heilige Joseph saß an einem Tische neben der „Gebenedeiten unter den Weibern" und las in einem Buche; ein Weinstock schlang sich über ihnen an einem Gitter hin.

Beide Bilder waren mehr Werke der Frömmigkeit, als der Kunst. Das erste war in keiner Hinsicht zu loben; das zweite war zwar besser ausgeführt, aber ein Kunstkenner hätte sich über den vollständigen Mangel an geschichtlicher Treue entsetzt. Die Hütte glich einem europäischen Bauernhause und die Mutter Gottes war wie eine europäische Bäuerin gekleidet. Vielleicht aber machte gerade dieser Mangel an orientalischer Färbung das Bild in den Augen jener, für die es be-

stimmt war; erst recht lebendig und anziehend.

„Das war also alles, was du von deinem Glauben gelernt hattest?“ nahm Frau Leslie das Gespräch wieder auf. „Wußtest du auch, was dies bedeutet?“ fragte sie, auf die Herzen und die Pfeile zeigend.

„Nein,“ erwiderte Winfride, vor tiefer Bewegung erröthend, „damals wußte ich noch nichts vom Herzen Jesu; ich dachte mir bloß, Er zeige Sich mir so verwundet, damit ich Ihn lieben möchte?“

„Wollte dein Vater, du solltest in die protestantische Kirche und Schule gehen?“

„Gewiß, gnädige Frau; und er war sehr zornig, als ich nicht wollte. Er kannte unsern Glauben ja nicht und wußte es nicht besser. Einmal brachte er mich mit Gewalt in die Schule; als er aber fort war, lief ich weg und verbarg mich den ganzen Tag über im Felde. Nachher ließ er mich in Ruhe. Er sah, daß es nichts nutzte und daß ich nicht lernen wollte. Zudem wurde der arme Vater bald krank und starb; nun kam ich zur Tante.“

„Hat sie dich gut behandelt?“

„Ziemlich gut; sie kümmerte sich nicht um das Schulgehen, denn sie brauchte mich zu Hause.“

„Du kamst wohl nie in die Messe?"

„Nein, ich wußte gar nichts davon."

„Kanntest du die Sacramente?"

„Nein; ich wußte nur, daß ich getauft war."

„Du gabst dir aber Mühe, Gottes Gebote zu halten?"

„Nein, ich wußte nichts von den Geboten. Ich hatte sie nicht gelernt, weil ich nicht lesen konnte. Ich kann mich auch nicht erinnern, jemals über die Gebote nachgedacht zu haben. Ich wollte nur nie etwas thun, was Jesus mißfallen müßte, und ich wünschte, Maria ähnlich zu werden. Da ich aber so unwissend war, habe ich Ihn gewiß oft beleidigt, und ich hatte auch Niemand, der mir sagte, wie ich Maria ähnlich werden könne, oder wie sie eigentlich gewesen ist."

Frau Leslie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, um die Bewegung zu verbergen, welche sie unwiderstehlich erfaßt hatte. Winfride schwieg.

„Fahre fort, Winfride; sage mir alles, ich höre es gern. Was geschah nun weiter?"

„Als ich ungefähr fünfzehn Jahre alt war, verschaffte die Tante mir eine Stelle als Wäscherin im Herrenhause. Es befanden sich noch viele Mädchen dort; sie waren vielleicht besser als ich, aber sie thaten und sagten doch Dinge, die ich ungern sah und

hörte. Ich fühlte mich unglücklich darüber. Sie lachten mich aus und das ärgerte mich; aber was das Schlimmste war, sie lachten auch über meine Religion. Nach und nach wurde ich ganz mürrisch und verdrießlich. Das war freilich nicht die rechte Art; ich weiß jetzt: die heilige Jungfrau würde es nicht so gemacht haben. Ungefähr zwei Jahre lang habe ich in dem Hause gearbeitet, und es ist nicht besser mit mir geworden; aber ich habe nie aufgehört, Gott zu bitten, Er möge mich mehr von Jesus und Maria lernen lassen."

„Gott konnte ein solches Gebet nicht unerhört lassen," meinte Frau Leslie.

„Er hat es erhört. Um diese Zeit nahm Herr Mordaunt einen katholischen Kutscher an, derselbe, welcher jetzt hier dient. Der Stall war neben dem Waschhause, und die Mädchen sagten ihm, daß eine Katholikin unter ihnen sei. So kam er eines Tages, als ich von der Arbeit heimging, und fragte mich über meinen Glauben und was ich davon wisse. Johann war sehr freundlich gegen mich und lehrte mich vieles, was ich nicht wußte. Er sagte mir, ich solle zur Beichte gehen und nicht wie eine Heidin leben. Von ihm hörte ich auch, daß im Kloster zu Grassover, vier Stunden von

Farleigh, ein Priester sei, der mich gewiß gern unterrichten würde. Am nächsten Sonntag machte ich mich auf den Weg dahin."

„Hast du den weiten Weg hin und zurück zu Fuße gemacht?"

„Und wenn es zwanzig Stunden weit gewesen wäre, ich hätte gehen müssen!" sprach das Mädchen ernst; „ich wußte ja, daß Jesus dort war. Johann sagte mir, Er sei dort immer auf dem Altare, und ich sehnte mich so sehr nach Ihm. Zudem sollte ich ja Vergebung meiner Sünden erhalten und lernen, wie ich Jesus wohlgefällig würde. Die Nonnen und der geistliche Herr waren sehr freundlich gegen mich und sorgten sogar dafür, daß ich den Rückweg fahren konnte."

„Und dieser Geistliche unterrichtete dich?"

„Er unterrichtet mich noch, und die Nonnen auch; und wenn ich genug weiß, soll ich die erste heilige Communion empfangen."

Winfridens Augen leuchteten, als sie diese Worte sprach, und sie blickte Frau Leslie frei an, was sie selten that. Gewöhnlich waren ihre Augen niedergeschlagen und hafteten selten auf irgend einem Gegenstande.

„Und wie kam es, daß du von Farleigh weggingst?" fragte die Dame.

„Der alte Herr, welcher sehr gütig und duldsam war, ist gestorben. Der junge

Herr glich ihm gar nicht; er konnte unsere Religion nicht leiden und erklärte, er wolle keinen Katholiken in seinem Dienste haben. Johann und ich wurden also fortgeschickt. Ich hatte keinen Freund, als Vater Musgrave; der hat mir die Stelle hier verschafft."

„Und Johann kam wohl hierher, weil du hier warst?" bemerkte Frau Leslie, bereuete aber ihre Frage augenblicklich, als sie sah, wie ein schmerzliches Erröthen des Mädchens Züge überflog. Winfride antwortete nicht gleich; dann aber sagte sie bestimmt: „Ich weiß nicht, warum er hierher kam; aber ich meine, er war eben so froh eine Stelle zu finden, als ich."

„Du brauchst doch jetzt seine Hülfe nicht mehr, da du bessere Lehrer hast?"

„Das ist wahr; aber ich bin ihm stets dankbar, denn er hat mir den Weg zu ihnen gezeigt. Gott wird ihn dafür belohnen."

„Schön, Winfride; ich will dich nun nicht länger aufhalten. Deine Geschichte hat mir sehr gefallen. Sage mir nur das Eine noch: warum hast du der Haushälterin gesagt, daß du meinen Kamm zerbrochen hast? Du hattest doch keine Verpflichtung, das zu thun."

Winfride schien um eine Antwort verlegen. „Ich kann nicht sagen, ob ich es für meine Pflicht hielt; ich bin noch so unwissend.

Wenn ich nicht weiß, was ich thun soll, habe ich nur ein Mittel."

„Und welches?"

„Ich habe wohl zwei Mittel, aber es ist eigentlich dasselbe."

„Erkläre mir das, Winfride."

„Sehen Sie, Madame, ich versuche herauszubringen, was Unsere Liebe Frau gethan haben würde; wenn ich handele, wie sie, so weiß ich, daß ich Jesu ganz gewiß gefallen muß. Und wenn ich es nicht herausfinden kann, so bitte ich das Herz Jesu, mir zu sagen, was Es wünscht."

„Und was meintest du, daß Unsere Liebe Frau gethan haben würde?"

„O, ihr wäre so etwas nicht begegnet!"

„Maria konnte nicht sündigen; aber konnte sie nicht zufällig etwas zerbrechen?"

„Nein!" rief Winfride fast empört. „Unsere Liebe Frau war nicht ungeschickt, sie that alles ganz vollkommen."

„Wer sagt das, Winfride?"

„Ich kann mich nicht erinnern, aber ich weiß es gewiß. Ich bat nun Jesus, mir zu sagen, was Sein heiligstes Herz wünschte, und ich wußte es sogleich."

„Was denn?"

„Ich erinnerte mich, daß Sein heiliges Herz auf Erden stets voll Schmerz und Kum-

mer war; Schwester Maria Josepha sagte mir das neulich. Da Er für mich litt, darf ich nicht jedem kleinen Leiden aus dem Wege gehen. Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen all das sage; aber ich bin so unwissend, und kenne kein anderes Mittel."

„Selige Unwissenheit," dachte Frau Leslie, „die solch einen Weg finden konnte, den Weg der reinsten Liebe!" Aber sie ehrte des Mädchens Einfalt, und schwieg. Winfride entfernte sich; sie ahnte nicht, daß sie nichts weniger als Unwissenheit gezeigt habe. Frau Leslie hatte eine Lehre empfangen, die sie nie vergessen konnte.

„O, wie erfüllt sich mein Traum!" rief sie innerlich aus, „und wie ist mein Herz so stolz, so kalt und unwissend! Unwissend selbst in den ersten Anfangsgründen der Frömmigkeit! Wie beschämt mich dieses einfältige Kind, das den Weg der Vollkommenheit wandelt, während ich es zu verachten wagte! Künftig will ich mich stets der Worte meines Heilandes erinnern: ‚Hütet euch, eines dieser Kleinen zu verachten.'"

Sechstes Capitel.

Verschiedene Charaktere.

Margaret Crosby, das Kammermädchen, war sehr verschieden von Winfride Jones; man konnte kaum unähnlichere Geschöpfe finden. Margaret führte ein rein äußerliches Leben, während das Leben Winfridens nur innerlich war. Margaret's Kenntnisse waren nicht groß, aber sie hatte ihr Wissen immer bei der Hand und verstand es auszukramen. Winfride dagegen begriff langsam, mußte lange nachdenken, bis sie sich bewußt wurde, was sie dachte, und dann war es noch eine Frage, ob sie ihre Gedanken in Worte kleiden konnte. Was sie aber sprach, das waren ihre eigenen Gedanken, während Margaret meistens, wie ein Papagei, ohne die geringste Ueberlegung plauderte. Sie war einige Jahre älter als Winfride und hatte in ihrer Kindheit regelmäßigen Schulunterricht genossen. Bei ihrer Trägheit und Zerstreutheit waren ihre Fortschritte jedoch so unbedeutend, daß sie aus einem Buche eben so wenig Nutzen ziehen konnte, als Winfride. Dennoch bildete sie sich ein, lesen zu

können, und würde es sehr übel genommen haben, wenn man dies bezweifelt hätte. In der Kirche hatte sie ein schönes Gebetbuch mit Goldschnitt, legte es offen — wenn auch zuweilen verkehrt — vor sich hin und betrachtete mitleidig die arme Winfride, wenn diese neben ihr den Rosenkranz betete. Margaret schämte sich oft ihrer Gefährtin. Sie pflegte zu sagen: „Es sieht aus, als ob man nicht lesen könne oder zu arm wäre ein Buch zu kaufen, wenn man immer den Rosenkranz betet.“ — Wäre denn der Rosenkranz, diese der heiligen Jungfrau so angenehme Andachtsübung, in welcher so viele Heilige Schätze der Gnade gefunden haben, nur ein Hülfsmittel für die Ungelehrten? Wäre es eine Schande, kein Buch zu haben, wenn man zu arm ist, sich eines zu verschaffen? Solche Gedanken lagen dem eiteln Mädchen fern; ihr Geist beschäftigte sich mehr mit dem Schein als mit dem Wesen; — die Damen gebrauchten Bücher, deshalb hielt sie es für „gemein,“ keines zu haben. Auch ihre religiösen Kenntnisse waren nicht umfassender als die der armen Winfride; sie hatte in der Schule die Antwort auf manche Frage mechanisch auswendig gelernt, für welche Winfride keine Antwort wußte; denn diese wollte den Sinn der Frage verstehen, war

zu ehrlich, sich mit einer nachgeplapperten Antwort zu begnügen, und wurde deshalb für noch unwissender gehalten, als sie wirklich war.

Der größte Unterschied aber lag darin, daß Winfride für Gott, Margaret für sich selbst lebte. Letztere war ihr eigener Mittelpunkt, und obwohl sie wünschte, in den Himmel zu kommen — wer wünscht das nicht? — strebte sie doch nie ernstlich, Gott zu gefallen. Besonders war sie in Bezug auf läßliche Sünden, sogar in Bezug auf die schlimmste Art derselben: wissentlich begangene Sünden, höchst gleichgültig. Gleich vielen Katholiken machte sie keinen Unterschied zwischen jenen läßlichen Sünden, welche der Schwäche oder Uebereilung entspringen, und jenen, welche mit vollem Wissen und Willen begangen werden. Es war sehr unrecht, nicht auf diesen Unterschied zu achten, und es beunruhigte sie auch manchmal so sehr, daß sie zur Beichte ging und gute Vorsätze faßte; das heißt, sie nahm sich vor, künftig jene Sünden, deren nahe Verwandtschaft mit der Todsünde sie erschreckt hatte, zu meiden; aber sie entschloß sich nie, jedweden Fehler, sei er groß oder klein, aus Liebe zu Gott zu fliehen. So wandelte sie stets an einem gefährlichen Abgrunde und folgte einem Wege,

der zur Todsünde und also in's Verderben führen mußte.

Die beiden Mädchen hatten ungefähr zu gleicher Zeit ihren Dienst angetreten. Margaret war für Winfride stets eine Quelle großer Trübsal gewesen. Winfride hatte tiefe, innige Gefühle und war besonders dankbar für jede geistliche Wohlthat, weil sie irdische und geistliche Dinge stets nach ihrem rechten Werthe schätzte. Das schmerzliche Erröthen, als Frau Leslie fragte, ob Johann ihretwegen die jetzige Stelle gesucht habe, hatte seine Ursache. Sie wußte das allerdings nicht, denn nie war ein Wort von Liebe zwischen ihnen gesprochen worden, aber sie fühlte, daß diese Rücksicht bei seinem Entschlusse im Spiel gewesen war. Woher es kam, daß die sonst so schüchterne Winfride sich für den Gegenstand von Johann's Neigung hielt, ist schwer zu sagen; aber es war Thatsache, daß sie ein lebhaftes Interesse für ihn fühlte. Dies war über sie gekommen, ohne daß sie darüber nachgedacht hatte; es schien ihr natürlich, daß die zwei einzigen Kinder der Kirche, welche in Farleigh lebten, eine warme brüderliche Anhänglichkeit für einander haben müßten. Vielleicht wußte Winfride nicht ein Mal, wie viel Johann ihr gewesen, bis er ihr verloren war. Die

lebhafte, glänzende Margaret hatte den armen Johann bezaubert. Er war ein einfacher, gerader Mann, und nicht gewöhnt, gesucht oder ausgezeichnet zu werden; es schmeichelte ihm daher ungemein, sich von einem so hübschen Mädchen, wie Margaret war, bevorzugt zu sehen. Dieser selbst lag nichts an seiner Neigung; aber sie war gewöhnt, stets einen Anbeter zu haben, und hatte im Augenblick über keinen Andern zu verfügen. Allerdings wußte sie nicht, daß sie Winfride beraubte, denn es kam ihr nicht in den Sinn, daß diese an dem eroberten Herzen einen Antheil haben könnte.

Margaret verdrängte Winfride aus ihrer Stelle in dem Herzen Johann's, aber sie konnte nie den Platz einnehmen, welchen diese darin besessen hatte. Seine Gefühle für Margaret hatten keinen festen Grund, aber sie waren lebhafter, und es erwies sich an ihm der alte Satz, daß wir dem ähnlich werden, was wir lieben: — Johann war ein ganz anderer Mensch, seit die hübsche Kammerjungfer den bescheidenen Gegenstand seiner ersten Neigung ersetzt hatte.

Winfride hatte auch ihre Fehler; sie war von Natur mürrisch und verschlossen, was ihr gar nicht vortheilhaft stand und gerade das herbeiführen mußte, was sie fürchtete; denn

Margaret war voll Lächeln und Freundlichkeit, während Winfride sich in ein kaltes trotziges Schweigen gehüllt hatte.

Doch konnte Winfride nicht lange übeler Laune bleiben; denn abgesehen davon, daß sie das Geringste beichtete, was sie für Unrecht hielt, lag ihr ganzes Herz offen vor den Nonnen, welche eine wahrhaft mütterliche Theilnahme für sie zeigten. So oft sie die Erlaubniß erhalten konnte, war es ihre Erholung, nach Grassover zu gehen, und jedes Mal kehrte sie geistig erfrischt zurück.

Von ihrer gütigen Lehrerin, Schwester Maria Josepha, lernte sie denn auch, daß sie jeden Gedanken an Johann's frühere Neigung so viel als möglich vermeiden müsse, namentlich aber keine Erbitterung gegen die Person hegen dürfe, welche sie für die Ursache ihres Mißgeschicks hielt.

„Siehe zu," sprach Schwester Maria Josepha, „daß du sie stets mit besonderer Liebe behandelst und daß du jede Gelegenheit ergreifst, Gutes von ihr zu sprechen, wenn du dieses in Wahrheit thun kannst; kannst du das nicht, so schweige. Erlaube dir nie ein Urtheil über sie, selbst nicht in Sachen, wo du es unter andern Verhältnissen thun dürftest. Nur auf diese Weise kannst du der Gefahr entgehen, dem heiligsten Herzen durch

Lieblosigkeit zu mißfallen. Erinnere dich, daß Jesus am Kreuze für Seine Mörder betete und sie bei Seinem himmlischen Vater entschuldigte. Kannst du denn nicht aus Liebe zu Ihm dem armen Mädchen das Unrecht vergeben, das sie dir unwissentlich zugefügt hat, und das vielleicht nicht einmal ein Unrecht ist?"

„O ja, das kann ich wohl," sagte Winfride, „aber —"

„Was: aber?" fragte die gute Schwester. „Ich setze ein großes Mißtrauen in jedes Aber."

„Ich wollte sagen," bemerkte Winfride, „daß Johann seitdem selbst nicht besser geworden ist. Er ist jetzt ganz verändert und scheint mehr an Margaret als an seine Religion zu denken —"

„Stille, stille!" fiel ihr Schwester Maria Josepha in die Rede. „Das ist nicht recht, Winfride; du darfst dir keine solche Gedanken erlauben, und wenn sie unwillkürlich kommen, so mußt du sie verscheuchen. Es ist vielleicht nur die Eifersucht, die dir solche Gedanken eingibt, und jedenfalls ist es nicht recht, sich gehässigen Meinungen hinzugeben."

Mit Thränen bekannte Winfride, daß sie Unrecht gehabt.

„Unser Heiland vergab denen, welche Ihn kreuzigten," fuhr die Nonne fort, „und du

meintest, Winfride, du dürftest Margaret zürnen, weil sie einen schlimmen Einfluß auf Johann ausübt? Was denkst du, daß Unsere Liebe Frau, als sie auf dem Calvarienberge stand, gegen Jene gefühlt hat, welche die scharfen Nägel durch die gebenedeiten Hände und Füße ihres Sohnes trieben? Was dachte Maria, während sie drei Stunden lang unter dem Kreuze stand, umgeben von den Soldaten, welche ihren geliebten Jesus mißhandelt und gemartert hatten, und Ihn selbst in Seiner Todesangst noch verhöhnten? Was glaubst du, daß sie gegen diese Unglücklichen empfand?"

„Ich weiß es nicht," schluchzte Winfride, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, „aber es muß entsetzlich gewesen sein! — ein schreckliches Gefühl, diese Ungeheuer zu sehen und zu denken, was sie gethan hatten!"

„Es war Liebe," sprach Schwester Maria Josepha ernst, „es war verzeihende Liebe!"

Winfride blickte auf und sah, wie die Züge der Nonne von solch himmlischer Liebe leuchteten.

„Ja, Maria fühlte keinen Haß, keinen Zorn gegen die Mörder ihres Sohnes! Sie haßte die Sünde, aber sie liebte die Sünder, wie das anbetungswürdige Herz Jesu

sie liebte. Gleichwie ein Blutstropfen nach dem andern aus Jesu Herzen auf die Erde fiel, um die Schuld Seiner Kreuziger und der ganzen Welt zu sühnen, so floß der süße Balsam der Liebe aus dem schwertdurchbohrten Herzen Maria's! Sie weinte blutige Thränen über die Sünden Seiner Peiniger, aber in Mitten aller Bitterkeit floß ihr Herz über vor Liebe. Wir arme Menschen können die Versuchung zum Zorne nicht vermeiden, denn wir sind nicht, wie Maria durch die Gnade der unbefleckten Empfängniß, von jeder Leidenschaft und Sünde befreit. Aber wir können uns bemühen, der Versuchung unter keinen Umständen nachzugeben. Es ist sehr schwer, zu zürnen ohne zu sündigen, und in deiner Lage, Winfride, ist es geradezu unmöglich."

Dem frommen Mädchen war es genug, zu wissen, wie Maria gehandelt haben würde, um sogleich den ernstesten Vorsatz zu fassen, ihr nachzufolgen. Von diesem Tage an verdoppelte sie ihre Freundlichkeit gegen Margaret und bemühte sich, die Erinnerung an ihre unglückliche Neigung ganz aus dem Sinne zu schlagen.

Wenn jemals bittere Gedanken sich ihr unwillkürlich aufdrängten, so betete sie ein Ave Maria für Johann und eines für Mar-

garet und richtete ihre Aufmerksamkeit fest auf etwas Anderes, um durch dieses Opfer das heiligste Herz Jesu und das schmerzhafte Herz Seiner unbefleckten Mutter zu ehren.

Siebentes Capitel.

Der schöne Fremdling.

„Was das für ein schmucker Mann ist, bei Laycock's drüben!" sprach Margaret zu Frau Munt, der Amme, als sie mit einander ihren Thee tranken.

Winfride war schon vom Tische aufgestanden und traf Vorkehrungen für das Abendessen der Herrschaft. Johann aber verlängerte sein Mahl, so gut es ging; er kaute so langsam, als er konnte; denn die Küche hatte in der letzten Zeit eine besondere Anziehungskraft für ihn.

„Da hast du recht," antwortete Frau Munt, „über den werden sich die guten Leute hier noch sehr wundern!"

„Ich wenigstens werde mich über ihn nicht wundern," sagte Margaret stolz; „ich habe schon manchen Franzosen gesehen."

„Er ist kein Franzose, er ist ein Schweizer," berichtigte Frau Munt.

„Das ist gleichgültig, er ist doch ein Ausländer.“

„Es ist ein ganz besonderer Mensch,“ fuhr die Amme fort, „weit erhaben über seine Stellung; er besitzt sogar ein Landgut!“

„Ist's möglich!“ rief Margaret, dieses Mal wirklich erstaunt.

„Es ist so wahr als etwas, ich weiß es gewiß,“ erklärte Frau Munt, trank ihren letzten Schluck Thee und schob die Tasse mit wichtiger Miene von sich.

„Wenn er ein so feiner Herr ist,“ bemerkte Johann mit unzufriedener Miene, „so wundere ich mich nur, daß er in Dienst geht.“

„Dafür kann er seine Gründe haben,“ erwiderte die Amme; „aber ich weiß, was ich sage. Er ist ein halber Belgier, seine Mutter stammte aus Belgien, und er hat dort ein Landgut in einem großen Walde. Ach, wie heißt es doch? — ich wußte es so gut wie meinen Namen.“

„Dummes Zeug!“ sagte Johann. „Güter im Walde! — ich glaube kein Wort davon.“

„Ist auch nicht nöthig!“ versetzte Frau Munt barsch.

„Kümmert Euch nicht um ihn,“ bat Margaret, „sondern erzählt mir davon. Dieser

Fremde könnte wohl ein verkleideter Herr sein; er ist so geheimnißvoll, so interessant."

„Verkleidet — das glaub' ich schon!" brummte Johann.

„Ich bin bei Laycock's wie zu Hause, das weißt du, Margaret," fuhr die Amme fort, ohne auf Johann zu achten, „und wenn Jemand das Haus kennt, so bin ich es. Als Herr und Frau Laycock vergangenen Sommer eine Reise nach Deutschland machten, brachten sie den Carl als Courier mit. Solche Couriere sind rechte Herren, und ich glaube nicht, daß er hier noch lange in Dienst bleibt."

„Er muß natürlich auf seinem Landgute nachsehen," bemerkte Johann.

„Schwätzt nicht so dumm und boshaft, Johann," sagte Margaret. „Ihr habt ihn noch gar nicht gesehen, sonst würdet Ihr nicht so von ihm sprechen. Er muß etwas sein, schaut nur an, wie er sich kleidet!"

„Ihr solltet ihn erst Sonntags in unserer Kirche sehen," ergänzte die Amme. „Das erste Mal, als er kam, führte man ihn in den besten Fremdenstuhl, und das war nicht zu verwundern: er konnte einen Herzog vorstellen."

„Aber am Sonntag war er auch in unserer Kapelle;" sprach Margaret, selbstgefäl-

lig mit dem Kopfe nickend; „ich wußte, daß er kommen werde. Am Samstag hatte ich einen Brief zu Frau Laycock getragen; er öffnete mir die Thüre, und wir plauderten etwas. Er fragte mich bei dieser Gelegenheit allerlei über unsern Gottesdienst. Da sagte ich ihm, er solle ein Mal selbst in die Kapelle kommen, und er meinte, das könnte wohl geschehen. Ihr seht, das war so gut wie ein Versprechen."

„Mein Gott! da hast du eine Eroberung gemacht, Margaret!" rief Frau Munt.

Margaret erröthete und sprach: „Unsinn! Aber vielleicht kann ich ihn bekehren."

„Da hättet Ihr schöne Ehre davon — ein solcher Kerl!" spottete Johann.

„Ich wollte, er hörte, daß ihr ihn ‚Kerl' nennet," erwiderte Margaret. „Er hat einen solchen Schnurrbart," sie bezeichnete mit der Hand dessen Form auf ihrem glühenden Gesichte, „und er trägt goldene Hemdknöpfe und eine Nadel mit einem blauen Stein!"

„Du könntest auch etwas Besseres thun, Margaret, als fremde Männer angaffen," bemerkte Frau Miller trocken.

Sie war eben in die Küche getreten, ohne daß Margaret ihr Kommen bemerkt hatte.

Die Zurechtweisung gefiel dieser nicht.

„Ich kann nicht dafür, daß ich Augen

habe — geradeaus sehen ist noch nicht angaffen! Und ich mag nicht immer die Augen niederschlagen, wie Winfride; ich könnte ja mit der Nase irgendwo anstoßen."

„Du hast jedenfalls anständig zu antworten," fuhr die Haushälterin fort, „und wenn du in der Messe vor dich sähest, wie Winfride, so könnte das dir gar nicht schaden."

„Ich will aber nicht sagen," fügte sie bei, als sie Winfride bemerkte, der sie auch gern eins versetzte, „daß es mir nicht besser gefallen würde, wenn Winfride den Leuten gerade in's Gesicht sähe. Ich liebe die niedergeschlagenen Augen nicht; alles mit Unterschied."

Winfride erwiderte nichts, und die Aufmerksamkeit der Haushälterin wendete sich auf den Theetisch. „Gott steh' mir bei! Was soll das heißen? Das Theezeug sollte längst abgeräumt und schon gespült sein. Wenn ich nur einen Augenblick aus dem Wege gehe, so ist gleich keine Ordnung. Eile dich, Winfride, räume ab; ich brauche den Tisch."

Die Klatschgesellschaft war schnell zerstreut. Johann hatte sich schon aus dem Staube gemacht, da Frau Miller ihm einen sehr erstaunten Blick zuwarf, als sie ihn noch in der Küche fand. Margaret ging hinauf, um den Tisch zu decken, Frau Munt schlenderte

in ziemlich übeler Laune fort, und die Küche blieb zur Verfügung der Haushälterin und ihres Aschenbrödels.

Frau Munt war keine gute Gesellschafterin für Margaret; sie war ein gemeines, klatschsüchtiges Weib, ohne jede edlere Eigenschaft. Frau Leslie behielt sie, weil sie sich einbildete, sie sei unentbehrlich für das Kind, und Frau Munt hütete sich wohl, diese Meinung zu erschüttern. Frau Miller stand nicht gut mit der Amme, und obwohl sie sich bemühte, nie die Grenzen der Höflichkeit zu überschreiten, so war Letztere ihr doch so zuwider, daß Frau Barnard wohl merkte, daß ihre Haushälterin die Munt nicht leiden konnte.

Die Kindsfrau war zu stolz, Winfride ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen, erwählte aber Margaret, da es nicht anders ging, zu ihrer Freundin. Sie führte dieselbe bei der Dienerschaft des Herrn Laycock ein, und das thörichte Mädchen gab sich alle Mühe, diese Bekanntschaft auszubilden, und war ihrer Gönnerin hierfür besonders dankbar.

„Margaret, da ist ein Brief für dich," rief Frau Munt einige Tage nach der eben erwähnten Unterhaltung. „Du kannst dich bei mir bedanken, daß du ihn überhaupt bekommst. Denke dir, die dumme Winfride wollte ihn

nicht annehmen; sie sagte, es sei Niemand dieses Namens im Hause. Ich glaube, es ist mehr Bosheit als Dummheit."

„Wie so?" fragte Margaret.

„Ein Knabe brachte den Brief und sagte — ich hörte es, denn ich stand oben an der Treppe — zu Winfride: Hier ist ein Brief für Fräulein Crosby. ‚Es gibt hier kein Fräulein dieses Namens,' antwortete Winfride; ‚hier wohnt nur Frau Barnard und Frau Leslie.' Der Knabe wollte sich nun entfernen, als ich ihm zurief, er solle warten."

„Warum hat das dumme Ding das gethan?"

„Das will ich dir gleich sagen. Sie erklärte, sie hätte sich nicht erinnert, daß du Crosby heißest; sie hätte auch nicht denken können, daß der Brief dich anginge, da du doch kein Fräulein wärest."

„Wie unverschämt! Das Mädchen wird unerträglich!" sagte Margaret und betrachtete ihren Brief, dessen Inhalt sie nicht zu verstehen schien.

„Was gibt's?" fragte Frau Munt.

„Die Handschrift ist so schlecht," meinte das Kammermädchen, denn sie konnte Geschriebenes nicht lesen und wollte es doch nicht gestehen.

„Ah, das hat Elisabeth geschrieben," be-

merkte die Amme. „Dachte ich doch, ich hätte den Knaben gekannt; ich habe ihn schon in Herrn Laycock's Garten gesehen.“

„Was soll ich nun antworten?“ fragte Margaret und reichte ihrer Gefährtin den Brief. Durch diese Frage zog sie sich schlau aus der Verlegenheit; sie hatte nämlich nicht das Mindeste von dem Inhalte verstanden.

„Ah, eine Einladung! Ich würde jedenfalls hingehen.“

„Ich habe wohl Lust dazu,“ rief das Mädchen mit leuchtenden Augen. „Aber werde ich an dem Tage ausgehen können? Nicht wahr, es ist Dinstag,“ — dies war das einzige Wort, das sie herausgebracht hatte — „lest es mir noch ein Mal vor.“

Es war eine Einladung von der Dienerschaft des Herrn Laycock, wodurch Margaret aufgefordert wurde, am Dinstag zum Thee zu kommen und später den Jahrmarkt zu besuchen, der in der nächsten Stadt gehalten wurde.

„Ich fürchte, ich werde keine Erlaubniß erhalten,“ sagte das vergnügungssüchtige Mädchen traurig. „Am Montag will Frau Miller mit uns auf den Jahrmarkt gehen, und das ist so langweilig, denn wir müssen heimkehren, ehe es anfängt, lustig zu werden. O, ich könnte weinen, daß ich eine so angenehme Einladung ablehnen soll!“

„Sei doch nicht so einfältig: Kannst du denn nicht zusagen und die Sache dem Zufall überlassen? Du kannst gewiß abkommen, und wenn nicht, so ist es immer noch Zeit, dich zu entschuldigen."

So wurde es beschlossen. Margaret bat Frau Munt, die Antwort zu schreiben, weil sie dies besser könne, was sie allerdings ohne Schmeichelei sagen konnte, denn ihre eigene Schrift hätte Niemand lesen können. Der Brief war geschrieben und gesiegelt und ruhte nun in Margaret's Schürzentasche bis zu einer passenden Gelegenheit. Halb träumend besorgte Margaret ihre Arbeit; ihre Gedanken waren voll von dem schönen Fremden mit dem Schnurrbart und den goldenen Hemdknöpfchen und von dem gehofften Vergnügen. Sie vergaß sogar, mit Winfriden zu schmälen, daß diese sie nicht als Fräulein hatte gelten lassen wollen.

Achtes Capitel.

Der Verdacht.

„Bitte, Frau Miller, darf ich heute Nachmittag nach Grassover gehen?" fragte Winfride an demselben Tage, an welchem Margaret ihre Einladung erhalten hatte.

„Der Samstag ist ein unpassender Tag hierzu," erwiderte Frau Miller; „ich kann dich kaum entbehren."

Winfride sah trauriger aus, als es gewöhnlich der Fall war, wenn ihr eine Bitte abgeschlagen wurde; zögernd blieb sie stehen.

„Warum wünschest du gerade heute hinzugehen?" fragte die Haushälterin.

„Weil ich morgen die erste heilige Communion empfangen soll," antwortete Winfride erröthend, „und gern beichten möchte. Auch sagte mir Schwester Maria Josepha, sie könne mir heute ein halbes Stündlein schenken."

„Kannst du denn nicht morgen vor der heiligen Messe beichten?"

„Das könnte ich wohl, — aber —"

„Aber du möchtest lieber heute gehen, und der Spaziergang nach Grassover und zurück mißfällt dir auch nicht."

Winfride sah unbehaglich aus, antwortete aber nicht.

„Gut, ich weiß wie es zu machen ist," sprach Frau Miller nach einigem Nachdenken. „Wiederholtes Ausgehen kann ich nicht erlauben; wenn du also heute gehen willst, so mußt du das nächste Mal zu Hause bleiben. Ich wollte am Montag erst dich und dann Margaret mit Johann auf den Jahrmarkt gehen lassen; wenn du aber heute nach Gras-

sover willst, kann ich dir das nicht gestatten. Es ist auch ganz in der Ordnung, daß, wenn Margaret heute deine Arbeit thut, du am Montag die ihre übernimmst. Du hast jetzt die Wahl." Frau Miller hielt das sowohl für einen billigen Ausweg, als für ein gutes Mittel, um Winfride auf die Probe zu stellen. Denn es lag ein Keim des Argwohns gegen das Mädchen schlummernd in ihrem Herzen. Konnte aber eine so gute, fromme Frau wissentlich den Wunsch hegen, an dem armen Mädchen Fehler zu finden? Gewiß nicht; der Wunsch war nicht absichtlich, nicht bewußt — er lag unter irgend einem guten Beweggrunde verborgen, und entging dadurch sogar ihrer Aufmerksamkeit bei der täglichen Gewissenserforschung.

Winfride nahm freudig diesen Vorschlag an, und nachdem die Haushälterin ihr noch einen Auftrag gegeben und die Stunde ihrer Wiederkehr bestimmt hatte, zog sich dieselbe in ihr eigenes Zimmerchen zurück, um ein neues Kleid fertig zu machen.

Margaret vernahm mit Vergnügen, daß Winfride diesen Nachmittag nach Grassover gehe, und daß sie dafür am Montag so viel freie Zeit mehr haben solle. Zudem konnte Winfride ihre Antwort auf die Einladung unterwegs an der Thüre von Laycock's Hause

abgeben. Winfride brauchte dazu nur einen kleinen Umweg zu machen; sie war aber so gewissenhaft, daß sie nie irgendwo hinging, ohne Auftrag oder Erlaubniß erhalten zu haben.

„Ich muß Frau Miller erst um Erlaubniß fragen," lautete ihre Antwort. Margaret war mit der Gesinnung des Mädchens zu gut bekannt, als daß sie hoffen konnte, sie würde sich das ausreden lassen; es gab also kein Mittel, als sie zu betrügen.

„Frau Miller ist ausgegangen," sagte sie, „und ich weiß, daß sie nichts dagegen hat."

Winfride glaubte, Margaret habe schon gefragt, und versprach nun willig, den Brief abzugeben. Margaret hütete sich wohl, ihr diesen Irrthum zu benehmen. „Was liegt daran," sprach sie zu sich selbst, „wenn Winfride einen kleinen Umweg macht? Und was geht das Frau Miller an?" Aber Margaret hatte nicht gesagt, Frau Miller **wird** nichts dagegen haben, sondern: sie **hat** nichts dagegen, also die Unwahrheit.

Unterdessen saß nun Frau Miller in ihrem Zimmer und arbeitete an dem neuen Kleide. Es war ein schöner Herbsttag; sie hatte das Fenster geöffnet, um Luft und Aussicht zu genießen. Als sie ein Mal auf-

blickte, sah sie auf der Straße nach London, an welcher Herrn Laycock's Haus lag, eine Gestalt, welche mit Winfride die größte Aehnlichkeit hatte. Aber Winfride wollte ja nach Grassover gehen und dieser Weg führte nicht dahin. Die fragliche Person trat bei Herrn Laycock ein, kam nach wenigen Augenblicken wieder heraus und ging den gleichen Weg, den sie gekommen war, zurück. Jetzt konnte Frau Miller ihr in's Gesicht sehen und überzeugte sich, daß es Winfride war. Was hatte Winfride dort zu thun? Wollte sie dort einen Besuch machen? Dazu war ihr Verweilen zu kurz gewesen. Oder konnte die Neugierde, den hübschen Fremden zu sehen, sie hingeführt haben?

Der unbestimmte Verdacht, den die Haushälterin längst gegen das Mädchen gehegt hatte, nahm plötzlich eine bestimmte Form an und ihre Gedanken beschäftigten sich fortwährend mit dem Vorfalle. „Ja," sprach sie zu sich selbst, „Winfride ist sicherlich falsch, wenn auch Jedermann glaubt, sie sei zu dumm dazu. Ihr duckmäuserisches Wesen wollte mir doch nie gefallen." Im Laufe des Tages kam sie oft auf diese Gedanken zurück.

Während dessen saß der unschuldige Gegenstand ihres Argwohns bei Schwester Maria

Josepha und horchte aufmerksam auf die Lehren, welche diese in Bezug auf ihr Benehmen bei der ersten heiligen Communion ihr gab. Plötzlich blickte sie auf die Wanduhr, und da sie bemerkte, daß es Zeit zur Heimkehr war, erhob sie sich, um Abschied zu nehmen; denn nichts konnte sie bewegen, eine Minute zu spät zu kommen. „Ich möchte Sie noch etwas fragen, Schwester, bevor ich gehe. Sah die heilige Jungfrau viel um sich? Heftete sie ihre Blicke viel auf Menschen und Dinge?"

„Wie kommt dir der Gedanke, Winfride?"

„Auf allen Bildern sehe ich, daß ihre Augen auf ihrem göttlichen Kinde ruhen, und so denke ich, daß sie auch, als Er nicht mehr bei ihr war, ihre Aufmerksamkeit nicht von Ihm abgelenkt habe. Daher meine ich, daß man immer bemüht sein soll, nichts zu sehen außer Jesus."

„Es ist ganz richtig, daß Maria sich nur mit ihm beschäftigte. Sie konnte in Wahrheit die schönen Worte sprechen: ‚Mein Geliebter ist mein und ich bin Sein.' Und das ist's, was auch du dir morgen sagen sollst, wenn du Ihn bei der heiligen Communion empfängst. Es gibt kein so vollkommenes Beispiel für die Bezähmung der Augen, als die heilige Jungfrau, obschon sie diese Ein-

gezogenheit nicht so nöthig hatte, als wir sie haben, um uns vor Versuchung zu schützen."

„Ich fürchtete, unrecht gehandelt zu haben," sprach Winfride, „denn es wurde mir letzthin schlimm ausgelegt, daß ich den Leuten nicht in's Gesicht sehe."

„Wir müssen nicht unnöthiger Weise etwas Auffallendes thun. Du kannst bescheiden sein und deine Augen im Zaume halten, ohne dadurch die Aufmerksamkeit Anderer auf dich zu ziehen. Sei muthig, Kind, und laß dich das nicht verdrießen, wenn man dir übel auslegt, was du in guter Absicht thust. Es ist ganz natürlich, daß du im Anfange ungeschickt in Ausübung der Tugend bist; aber du darfst dich nicht beleidigt fühlen, wenn man dich deshalb anfeindet. Sei stets demüthig und suche dich zu vervollkommnen."

Als Winfride heim ging, wiederholte sie im Stillen fortwährend die geheimnißvollen Worte, welche so sehr zu ihrem Herzen sprachen: „Mein Geliebter ist mein und ich bin Sein!"

„Wo bist du gewesen, Winfride?" fragte die Haushälterin bei ihrem Eintritt.

„Wo Sie mir erlaubt hatten hinzugehen."

„Nur dort?" fragte Frau Miller scharf.

„Sonst nirgends," antwortete Winfride, welche gewöhnlich wortkarg war.

„Schon recht!" schloß die gute Frau mit einer Stimme, welche eher das Gegentheil ausdrückte. „Winfride hat gelogen," dachte sie, „aber ich will sie beobachten und sie noch besser kennen lernen, bevor ich ihr sage, was ich entdeckt habe."

Neuntes Capitel.

Glück und Freude.

„Sage mir, Winfride," fragte Schwester Maria Josepha das Mädchen, als sie im Begriffe war, das Kloster zu verlassen und heimzukehren, „sage mir, was dein Herz beschäftigte, als du unsern lieben Herrn empfingest?"

„O Schwester! ich habe gewiß nicht gut communicirt und sollte darüber betrübt sein, und doch bin ich so froh. Ich hätte an meine Unwürdigkeit denken sollen, konnte aber nur an Jesus denken, an Seine Schönheit, Seine Güte, Seine Liebe!"

„Es ist gut, wenn wir an unsere Sünden denken," belehrte die Nonne sie, „aber es ist noch besser, an Jesus zu denken. Du kannst nicht an Deine Schönheit, Güte und

Liebe denken, ohne deiner eigenen Unwürdigkeit bewußt zu werden. Wenn du deine Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit fühlst, so ist es nicht nothwendig, viel darüber zu denken."

„Es ist mir ein großer Trost, liebe Schwester, daß Sie das sagen; denn ich war in letzter Zeit oft darüber ängstlich, daß ich so wenig an meine Sünden denke. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich kann nicht lange daran denken; meine Gedanken wenden sich unwillkürlich zu Ihm."

Winfride schwieg und vergaß, daß sie die Frage nicht beantwortet, welche die Nonne zuerst an sie gerichtet hatte. Schwester Maria Josepha fühlte eine fromme Neugierde, zu wissen, wie diese einfache, aber wie sie glaubte, erwählte Seele sich im Geiste beschäftigt hatte, als sie Gott zum ersten Male empfing. Sie wiederholte daher ihre Frage.

„Ich glaube, ich habe nichts Bestimmtes gebetet; ich vergaß sogar, für Sie zu beten, Schwester. Das war doch sehr undankbar von mir, da Sie mich darum ersucht hatten."

„Vielleicht warst du zu sehr aufgeregt, mein Kind.'

„Nein, das nicht; aber ich erfaßte einen Gedanken, und den konnte ich nicht los werden. So vergaß ich, für Sie zu beten."

„Wenn du die Absicht hattest, es zu thun, so hast du auch für mich gebetet. Gott verlangt nicht, daß wir unsere Gebete immer in Worte kleiden; Er hört die Wünsche des Herzens. Aber was war dein Gedanke?"

„Sie sagten mir neulich, als Sie mir die Geheimnisse des Rosenkranzes erklärten, Maria habe, als sie ihren Sohn im Tempel darstellte, Gott die größte Gabe dargebracht, die Ihm je dargebracht wurde oder dargebracht werden konnte — eine Gabe so groß, wie Er selbst. Gestern sagten Sie mir, daß ich nach der heiligen Communion im Vereine mit ihr Jesus Seinem himmlischen Vater darbringen solle. Es erfaßte mich nun der Gedanke, daß ich eine Opfergabe hätte, welche größer sei, als alles in der Welt, größer als alle himmlischen Gaben und Gnaden, so groß wie Gott selbst, und daß ich daher das Recht hätte, alles zu verlangen, daß Er mir nichts verweigern könnte. Da war's mir, als müßte ich die Hand ausstrecken, um all Seine Schätze, all Seine Liebe zu fordern, und ich kam von diesem Gedanken nicht fort, und hätte doch an so Vieles denken sollen! Ich habe alles vergessen."

„Betrübe dich nicht darüber, mein Kind; dein Gebet war gut. Lebe wohl! Jesus und Maria seien mit dir!"

Dieser Tag war wirklich ein glücklicher für Winfride. Die Freude und Süßigkeit des himmlischen Brodes, das sie empfangen hatte, erfüllte sie den ganzen Tag, und sie bemerkte weder, daß Frau Miller kälter als gewöhnlich gegen sie war, noch Margaret's aufgeregtes Wesen; weder Johann's mürrisches Schweigen, noch Frau Munt's Geschwätzigkeit. Die Worte klangen an ihr Ohr, aber sie erweckten ihre Aufmerksamkeit nicht; die Sinne schliefen, aber das Herz wachte. Dennoch that sie ihre Geschäfte gerade wie sonst, — sie erschien ihrer Umgebung als die alte, düstere, dumme Winfride.

Nur ein Wesen im Hause fing an, die Perle in der rauhen Schale zu erkennen, und machte rasche Fortschritte auf Gottes Wegen unter der unbewußten Leitung des unwissenden Mädchens, — und das war Louise Leslie. Ihre ganze Seele verwandelte sich, seit sie dieses einfache Kind der Gnade kannte; sie lernte nach und nach, wie die Liebe zu Jesus uns aus uns selbst herausschält, sie fing an, Maria nachzuahmen, und auf sie als den vollkommenen Spiegel des göttlichen Herzens zu blicken.

Der Sonntag war ein Tag des Glückes für Winfride gewesen, der Montag sollte ein

Tag der Freude für Margaret, Johann und Frau Munt werden. Auch Frau Munt durfte den Jahrmarkt besuchen, denn Frau Leslie hatte sich entschlossen, unter Winfridens Beistand die Pflege des Kindes zu übernehmen. Sie ergriff gern jede Gelegenheit, das Mädchen, welches sie als Geschenk ihres Schutzengels betrachtete, näher kennen zu lernen.

Die genannten drei Personen mußten sich auf dem Rückwege vom Jahrmarkte sehr beeilen, da sie so lange als möglich geblieben waren.

„Es war doch viel Schönes zu sehen," bemerkte Margaret, als sie zu Hause ankamen.

„Ihr werdet nicht viel gesehen haben," meinte Johann, der verdrießlicher als gewöhnlich war. „Ihr habt Euch doch um den Jahrmarkt wenig gekümmert."

„Aber, Johann, wie widerwärtig Ihr seid! Als ob die Gesellschaft nicht das halbe Vergnügen wäre! Uebrigens habe ich genug gesehen, als Herr Carl Stettin mich herumführte."

Johann brummte etwas vor sich hin.

„Herr Stettin ist ein sehr gefälliger Mann," bemerkte Frau Munt; „er machte sich ein Vergnügen daraus, dir alles zu zeigen."

„Gefällig, sagt Ihr?“ fragte Margaret erröthend. „Ich denke, er hat sich selbst so viel zu Gefallen gethan, als mir; das sollte Gefälligkeit heißen?“

Frau Munt unterdrückte ein Lächeln. „Nun, war es denn keine Gefälligkeit, dir alles zu zeigen? Du hättest es allein doch nicht so gesehen?“

„Warum hätte ich denn Margaret nicht herumführen können?“ meinte Johann.

„Vergleicht Euch doch nicht mit Leuten, welche die Welt gesehen haben, Johann. Das wäre lächerlich!“ versicherte Frau Munt. „Herr Stettin versteht alles, ist rasch bei der Hand, und hat ein so angenehmes Wesen an sich. Ihr seid viel zu schläfrig.“

„Der Kerl ist freilich rasch bei der Hand!“ brummte Johann, und Margaret verließ das Zimmer, während die Amme die Vorzüge des Fremden auseinandersetzte. Es war augenscheinlich eine Veränderung über Frau Munt gekommen, seit sie mit dem interessanten Courier die Buden besucht hatte. Sie war ebensowohl als die Kammerjungfer mit der Ueberzeugung heimgekommen, daß Carl in sie verliebt sei, und dies mußte natürlich der Freundschaft der beiden Frauenzimmer gefährlich werden.

Allerdings war Frau Munt um fünfzehn

Jahre älter als Margaret und wahrscheinlich auch um ein Jahrzehnt dem Helden mit dem Schnurrbarte voraus; dennoch betrachtete sie an diesem Abende ihr ausdruckloses, rothwangiges Gesicht mit besonderer Genugthuung im Spiegel.

„Mir ist's gleichgültig, ich kümmere mich nicht darum," sagte Johann, indem er vom Stuhle aufstand, halb zu sich und halb zu Winfride, mit welcher er allein in der Küche zurückgeblieben war.

„Ihr seid müde, Johann, nicht wahr?" fragte sie.

„Müde freilich. Wer sollte auch nicht müde werden, wenn man solche Sachen mit ansehen muß?"

„Bei solchen Gelegenheiten ist auch keine Freude zu finden," bemerkte Winfride, „man muß stets daran denken, wie die Leute Gott beleidigen, wenn sie so fluchen und trinken."

„Du bist viel besser als ich, Winfride," sagte Johann, „ich habe nicht das gemeint. Ich glaube, ich hätte mich doch unterhalten, wenn die Andern mich nicht so geärgert hätten. Ich sage dir, Winfride, die beiden Frauenzimmer machen einen Narren aus dem fremden Menschen, und er würde Narren aus ihnen machen, wenn sie es nicht schon wären."

„Sprecht nicht so, Johann; ich höre das nicht gern.“

„Es muß heraus, Winfride. Margaret kicherte wie eine Gans, ging Arm in Arm mit dem verdächtigen Burschen und hatte außer ihm für nichts Augen und Ohren.“

„Ihr thut dem Mädchen Unrecht, Johann. Ihr wißt, daß sie noch nie einen Jahrmarkt gesehen hatte und sich so sehr darauf freute.“

„Es ist recht schön von dir, daß du sie vertheidigst; aber ich sage dir, sie hat sich ganz unweiblich betragen. Du würdest es nicht so gemacht haben, Winfride. Margaret ist dir ganz unähnlich.“

„Nie sind zwei Personen gleich. Aber jetzt habe ich keine Zeit zum Plaudern, und für Euch wäre es auch besser, Ihr ginget Euerer Arbeit nach und dächtet nicht mehr an solche Sachen.“ Mit diesen Worten verließ sie eilig die Küche.

Der Augenblick war günstig gewesen, Johann's zurückkehrende Neigung neu zu fesseln. Winfride hätte nur geduldig seine Klagen anhören dürfen und sich dabei beruhigen können, daß reine Nächstenliebe der Beweggrund ihrer Handlungsweise war. Gerade der Versuch, Margaret zu rechtfertigen, mußte ihr zum Vortheil gereichen: aber das Mädchen dachte daran nicht, als sie das Ge-

spräch abbrach, dessen Ziel sie voraussehen konnte. Sie war gewohnt, stets nach göttlicher Eingebung zu handeln, und floh selbst den leisesten Schatten der Versuchung. Nach dem Urtheile der Welt hatte sie eine günstige Gelegenheit verscherzt.

Johann blieb allein zurück und ärgerte sich über seine alte wie über seine neue Liebe, während Winfride sich des Segens Gottes erfreute, welcher alle Menschengunst aufwiegt.

Zehntes Capitel.

Die Entdeckung.

Frau Miller hatte ihr neues Kleid vollendet und wollte am Dinstag Nachmittag damit glänzen, denn sie war mit einigen alten Freundinnen zum Thee eingeladen. Dieser Tag sollte so recht dem Vergnügen gewidmet sein. Frau Leslie war seit einigen Tagen wohler gewesen, und ihre Eltern hatten daher eine Einladung zum Mittagessen in der Nachbarschaft angenommen, weil sie glaubten, die kleine Abwechselung werde der Kranken gut bekommen. Frau Miller

brauchte sonach als Köchin keine Dienste zu leisten und sie hatte den ganzen Tag für sich. Welche Freude für Margaret! Jetzt brauchte sie gar nicht um Erlaubniß zu fragen; sie wollte, nachdem die Haushälterin sich entfernt hatte, hinausschlüpfen und vor deren Heimkehr zurückkommen.

Frau Munt war entschlossen, ihrer Nebenbuhlerin das Feld nicht allein zu lassen. Sie wollte in Frau Barnard's und Frau Leslie's Abwesenheit bei Herrn Laycock's Dienerschaft Thee trinken und den kleinen Arthur mitnehmen. Der Spaziergang konnte dem Kinde nicht schaden, und es war zu klein, um zu plaudern.

Winfride war sehr erstaunt, als Margaret, kurz nachdem Frau Miller das Haus verlassen hatte, in ihrem besten Anzuge und mit einem vor Freude strahlenden Gesichte herabkam, um auszugehen. „Meine Mutter," sagte sie zu Winfride, „war in der letzten Zeit sehr unwohl; ich will schnell hinlaufen und sehen, wie sie sich befindet."

Das lächelnde Gesicht und der schöne Hut schienen allerdings nicht zu einem Krankenbesuche zu passen, aber Winfride war nicht neugierig und fand es ganz natürlich, daß Margaret die Erlaubniß erhalten hatte, ihre Mutter zu besuchen, um so mehr, als man

sie an diesem Tage nicht brauchte. Johann mußte die Herrschaft fahren, und Winfride war nun allein zu Hause. Sie wußte dies jedoch nicht, glaubte vielmehr, Frau Munt befinde sich mit dem Kinde im Wohnzimmer. Sie wunderte sich auch nicht darüber, daß die Amme zum Thee nicht herunterkam, da dieselbe oft in ihrem Zimmer trank. Endlich aber hielt sie es doch für gerathen, nachzusehen, ob nicht etwas für das Kind zu besorgen sei.

Das Zimmer war leer, und Winfride ging wieder an ihre Arbeit. Während sie Frau Leslie's Bett für die Nacht herrichtete, hörte sie Frau Munt im anstoßenden Zimmer. Sie klopfte an der Thüre, aber es dauerte eine Zeit lang bis sie eingelassen wurde. Die Amme sah erhitzt aus; Hut und Tuch lagen, nur theilweise von einem Leintuche bedeckt, auf dem Bette, und das Kind weinte in seiner Wiege.

„Was soll ich brauchen?“ antwortete die Wärterin ärgerlich auf Winfridens Frage. „Du hast mir das Kind aufgeweckt. Warst du schon ein Mal hier oben?“

„Ja, vor einer halben Stunde.“

„Ich war mit dem kleinen Arthur in's Besuchzimmer gegangen; Frau Leslie sagte, es würde eine Abwechselung für ihn sein.“

Da Winfride, wie gesagt, nicht neugierig war, und die Sache sie nicht anging, kümmerte sie sich auch nicht um Frau Munk's sonderbare Erklärung und ging schweigend fort.

Ungefähr zwei Stunden später kam die Herrschaft zurück; aber keine Margaret erschien, und Winfride begann zu fürchten, dieselbe habe ihre Mutter sehr krank gefunden. Zunächst kam Frau Miller zurück; sie hatte ihr neues Kleid sorgfältig aufgenommen, denn es hatte angefangen, zu regnen.

„Sind die Damen heimgekommen?"

„Ja, und auch schon zu Bette gegangen."

„Da, Winfride, nimm meinen Regenschirm. Ich fürchte, ich bin sehr naß geworden. Ach, wie ärgerlich! Ich muß mich sogleich auskleiden und werde nicht mehr herunterkommen. Schließe die Hausthüre, bevor du zu Bette gehst. Nein, ich brauche nichts mehr," fügte sie rasch bei, als sie sah, daß das Mädchen sprechen wollte, und eilte fort, damit ihr neues Kleid nicht Schaden leide.

Winfride blieb mit dem Regenschirm in der Hand verdutzt stehen. Sie hatte der Haushälterin ihre Befürchtungen in Betreff der Abwesenheit Margaret's mittheilen wollen, aber Frau Miller hatte ihr nicht Zeit

gelassen. Bei weiterm Nachdenken fiel ihr ein, des Mädchens langes Ausbleiben könnte die Haushälterin ärgern, und da Schwester Maria Josepha ihr anbefohlen hatte, gegen Margaret stets liebevoll zu sein, so beschloß sie, noch eine Zeit lang auf sie zu warten. Sie mußte doch bald heimkommen und konnte ohne Zweifel über ihr langes Ausbleiben genügende Auskunft geben, und dann hatte Winfride ihr Verdruß erspart.

Eine Viertelstunde verfloß nach der andern, aber Margaret kam nicht. Es regnete noch heftig. Winfride horchte und glaubte Stimmen zu hören; sie öffnete die Hausthüre, und der ferne Lärm des Jahrmarktes schlug an ihr Ohr. Dennoch unterschied sie das Geräusch nahender Fußtritte. Sie eilte in die Küche, hüllte sich in ihr Tuch, und kehrte zu ihrem Posten an der Hausthüre zurück mit dem Entschlusse, wenn es elf Uhr schlagen würde, ohne daß Margaret heim gekommen sei, es der Haushälterin zu melden.

Die Stimmen kamen näher; es war augenscheinlich ein Frauenzimmer, welches sich mit einem Manne unterhielt. Jetzt standen die Beiden still und schwiegen. Winfride unterschied verhallende Fußtritte und den eiligen Schritt einer dem Hause sich nähernden Person. Es war Margaret. Als sie

zur kleinen Thüre hereintrat, schlug es elf Uhr. Winfride kam ihr entgegen.

„Warum kommst du so spät, Margaret?"

„Ist Frau Miller zu Hause?" fragte diese entgegen.

„Ja, sie ist bereits zu Bette gegangen. Ich war so ängstlich über dein Ausbleiben, daß ich es ihr eben sagen wollte."

„Danke, danke, Winfride," rief Margaret, deren Angst sich bei der willkommenen Nachricht legte. „Es war recht freundlich von dir, daß du nichts gesagt hast."

„Freundlich? Ich wollte nichts verheimlichen; ich wußte nicht, daß etwas zu verheimlichen sei."

„Es ist auch nicht der Fall," sagte Margaret, sich rasch besinnend. „Ich wußte nicht, wie viel Uhr es war."

„Aber du wirst es doch morgen der Frau Miller sagen; nicht wahr?" fragte Winfride.

„Warum nicht gar! Um unschuldiger Weise ausgezankt zu werden, und am Ende gar meinen Dienst zu verlieren? Wenn du etwas sagst, ist es schlecht von dir."

„Ich werde nichts sagen," erwiderte Winfride, deren Herz sich gegen den Gedanken, ihrer Nebenbuhlerin zu schaden, sträubte,

„wenn sie nicht fragt; denn wenn sie fragt, muß ich die Wahrheit sagen."

„Wie soll sie denn fragen, wenn sie gar nichts weiß?" sagte Margaret und zog, beruhigt durch dieses bedingte Versprechen, ihre Schuhe aus, um unbemerkt ihr Kämmerlein zu erreichen.

Winfride folgte ihr bald. Ihr Zimmer war so klein, daß nur ein Bett, ein Waschtisch und eine Kommode darin Platz hatten. Aber eben dieser Umstand war des Mädchens Freude, denn er sicherte ihr den ungestörten Besitz desselben. Da ihr Tuch naß war, hing sie es vor der Thüre an einen Nagel, um es trocknen zu lassen. Dann betete sie ihr Nachtgebet, rief den Schutz der heiligen Jungfrau und ihres Schutzengels an, und legte sich zur Ruhe. Ihre Hände kreuzten sich über ihrer Brust, ihr letzter Blick fiel auf das Crucifix, das über ihrem Bette hing, und sie schlief, bevor das Weihwasser auf ihrer Stirne vertrocknet war.

Frau Miller war gleich in ihr Zimmer gegangen, aber nicht in's Bett; eine beträchtliche Zeit verging mit dem Versuche, die Spuren der Regentropfen von ihrem Kleide zu tilgen, und sie legte sich erst wenige Minuten vor elf Uhr zu Bett. Gleich darauf wurde sie durch ein Geräusch vor dem Hause

aufgeschreckt; sie richtete sich auf und horchte. Es waren Stimmen, die sich näherten, wahrscheinlich von dem Markte heimkehrende Landleute. Eben wollte sie sich wieder hinlegen, als sie ein Geräusch an der Hausthüre vernahm. Die gute Frau fürchtete sich sehr vor Dieben, und da der Markt schlechtes Gesindel in die Nähe gezogen haben könnte, hielt sie es für gerathen, aufzustehen und nachzusehen. Sie öffnete das Fenster und blickte aufmerksam in die Dunkelheit hinaus; sie konnte eben den Gartenzaun und das kleine Pförtchen unterscheiden, und sah, wie dieses sich öffnete und eine Gestalt schnell über den Kiesweg huschte; gleich darauf hörte sie, wie die Hausthüre sich leise schloß.

Während nun Frau Miller nach Zündhölzern suchte, erreichte Margaret, geräuschlos auf den Strümpfen schleichend, ihr Zimmer. Als die Haushälterin endlich die Zündhölzchen gefunden hatte und eben Licht machen wollte, hörte sie Schritte auf der Treppe. „Das ist Winfride,“ dachte sie, „ihre Schuhe knarren immer. Wer könnte es auch sonst sein? Jetzt schließt sie ihre Kammerthüre. O, das betrügerische, falsche Geschöpf! Ich durchschaue sie nun!“ Ihr erster Gedanke war, zu Winfride zu gehen und über ihr Betragen ihr Vorstellungen zu machen. Aber

bevor sie die Thüre des Dachkämmerchens erreicht hatte, auf dem Winfride schlief, fiel ihr ein, daß dasselbe über Frau Leslie's Zimmer lag und diese gestört werden könnte. Daher beschloß sie, bis zum Morgen zu warten. Winfridens Tuch fiel ihr in die Augen; sie befühlte es, und die Nässe desselben überzeugte sie von der Schuld des Mädchens. Frau Miller nickte gewichtig mit dem Kopfe; sie hatte für ihren Verdacht nun endlich einen festen Anhaltspunkt gewonnen. Die sorgsame Häushälterin ging noch hinunter, um nachzusehen, ob Winfride die Thüre ordentlich geschlossen habe. Sie fand alles in Ordnung, kehrte leise in ihr Bett zurück und entschlief, während sie in Gedanken den Bericht ordnete, den sie am folgenden Morgen der Frau Barnard über die Ereignisse der Nacht abstatten wollte.

Elftes Capitel.

Das Geheimniß.

„Wenn ich dir sage, Winfride, daß ich dich diese Nacht gesehen und, wie es meine Pflicht ist, Frau Barnard davon in Kenntniß gesetzt habe, so kannst du dich nicht wundern, daß sie dich wegschicken will. Ich

rathe dir nun als Freundin, mir zu sagen, wo du gewesen bist. Frau Barnard will das wissen, bevor sie sich entschließt, dich bis zum Ende des Monats zu behalten."

Winfride schwieg; ihr Herz schlug heftig und ihre Wangen rötheten sich, aber ihre Gedanken waren verwirrt und sie wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Du kannst dich natürlich nicht entschuldigen," fuhr die Haushälterin fort, „aber du kannst die Sache erklären, und das verlange ich von dir. Wo bist du diese Nacht hingegangen? Was hattest du draußen zu thun?"

„Ich war nicht aus dem Hause."

„Wie kannst du nur so lügen? Ich sah dich durch die Gartenthüre hereinkommen, hörte dich die Hausthüre schließen und in dein Zimmer hinaufgehen. Am Ende willst du auch leugnen, daß dein Tuch naß war?"

„Ich weiß, daß mein Tuch naß war."

„Und doch leugnest du, ausgegangen zu sein?"

„Ich hatte nur einen Augenblick an der Thüre gestanden."

„Meinst du denn, ich werde das glauben? Ich habe dich schon lange beobachtet; du bist ein falsches Mädchen. Du weißt recht gut, daß du mich neulich um Erlaubniß batest, nach Grassover zu gehen, und daß du dabei eine ganz

andere Absicht hattest. Deine Gleichgültigkeit gegen den Jahrmarkt war nur Verstellung; du hast meine Abwesenheit benutzt, um hinzugehen, und das war schlecht genug. Aber noch schlechter ist es, daß ein junges Mädchen sich bei der Nacht allein fortschleicht und —" Frau Miller erhob entsetzt ihre Hände, als fände sie keine Worte für ihre Gedanken.

„O nein, nein!" rief Winfride, „ich habe ganz gewiß nie so etwas gethan."

„Wo bist du denn gewesen? Was konntest du um diese Zeit thun? Ich will es wissen."

„Ich war nirgends," wiederholte das Mädchen und fiel in ihre ruhige Ergebung zurück, aus welcher die schwere Anklage sie für einen Augenblick gerissen hatte.

„Genug; ich habe dich gesehen. Merke dir, daß ein ehrliches Bekenntniß deine einzige Rettung ist. Ich werde später noch ein Mal mit dir sprechen." Mit diesen Worten entfernte sich Frau Miller langsam.

„O, sage nichts von mir, liebe Winfride, sage nichts!" flehte Margaret weinend.

Winfride hatte sich in ihr Kämmerchen zurückgezogen und suchte Rath und Hülfe am Fuße ihres Kreuzes. Margaret war ihr gefolgt.

„Aber warum sagst du es nicht selbst, Margaret?"

„Ich kann dir den Grund nicht angeben, aber ich versichere dir, daß es mir höchst nachtheilig sein würde."

„Gute Gründe können es nicht sein, welche dich abhalten, die Wahrheit zu sagen, wenn eine andere Person fälschlich angeklagt ist," erwiderte Winfride mit Thränen in den Augen.

„Du sollst auch nicht lange darunter leiden, Winfride, gewiß nicht. Schweige nur ein paar Tage; dann will ich alles sagen und dir von Herzen dankbar sein. Wenn du es aber gleich sagst, bereitest du mir große Unannehmlichkeiten und nutzest dir selbst auch nicht."

„Du brauchst mir nicht zu drohen und nichts zu versprechen; das hat keinen Einfluß auf mich. Ich könnte mich mit Einem Worte rechtfertigen, und wenn ich es nicht thue," — ihre Stimme zitterte — „so leitet mich kein irdischer Grund."

„Warum willst du denn schweigen?" fragte Margaret überrascht.

„Warum?" wiederholte Winfride und sank vor ihrem Crucifix auf die Kniee. „Weil Gott will, daß ich leide; weil Maria sich nie rechtfertigte; weil es dem heiligsten Her-

zen Jesu gefällt, daß ich diesen Kelch schweigend leere!"

Margaret betrachtete verwundert das Mädchen, das sie für dumm und gefühllos gehalten hatte, und das nun mit gefalteten Händen und erhobenen Augen vor dem Bilde des gekreuzigten Heilandes kniete, und aus Liebe zu Ihm alles Andere vergaß. Auch Margaret mußte weinen, — aber sie eilte aus dem Zimmer; denn wenn sie nicht gegangen wäre, hätte auch sie sich niederwerfen, und bereuen müssen.

Ihr Gefühl sagte „ja!" ihr Wille „nein!"

Da Winfride auf ihrer Behauptung, daß sie nicht aus dem Hause gewesen, bestand, hätte Frau Barnard sie am liebsten sogleich fortgeschickt, und nur die Furcht, ihre Tochter dadurch aufzuregen, hielt sie von diesem Schritte ab. Frau Leslie hatte sich bei dem letzten Ausfluge erkältet und fühlte sich recht krank und schwach.

„Meine arme Tochter interessirt sich für das unwürdige Geschöpf," sprach Frau Barnard zu ihrer Haushälterin, „und deshalb will ich sie nicht gleich fortschicken, wie sie es verdient. Ich wünsche überhaupt, daß Frau Leslie vorerst nichts von der Sache erfahre, damit es sie nicht aufregt. Nur fürchte ich, Winfride wird es ihr selbst sagen."

„O, das brauchen Sie nicht zu fürchten, gnädige Frau. Winfride ist so verschlossen, daß sie auch nicht die Lippen öffnen wird, um sich zu entschuldigen, da sie die Wahrheit nicht sagen wollte. Ich konnte das nie an ihr leiden; aber man will nicht lieblos sein."

Winfride erhielt ihre Kündigung mit Monatsfrist, und die Zeit verfloß ihr natürlich nicht angenehm. Zwei Umstände lenkten zwar die Aufmerksamkeit von ihr ab, zunächst Frau Leslie's täglich zunehmende Schwäche und dann eine Neuigkeit, welche sämmtliche Mitglieder der Dienerschaft in Staunen versetzte und in verschiedener Weise bewegte.

Margaret hatte sich verlobt, und der Glückliche war Carl Stettin, oder vielmehr, wie die Verehrerinnen des schönen Fremden dachten, Margaret war die Glückliche. Jedenfalls hielt sie sich selbst dafür und bildete sich nicht wenig auf ihre Eroberung ein.

Carl hatte kurze Zeit nach jener ereignißreichen Nacht um Margarets Hand geworben. Zugleich aber hatte er seiner Braut mitgetheilt, daß er, um die Sache in Ordnung zu bringen, in die Schweiz reisen müsse, und sie gebeten, die Verlobung bis zu seiner Rückkehr als Geheimniß zu betrachten. Margaret versprach es, aber die Freude,

über Frau Munt zu triumphiren, Frau Miller in Erstaunen zu setzen und dem Johann zu beweisen, daß ihr an ihm nichts gelegen sei, war zu groß, als daß sie hätte schweigen können.

Die Verlobung wurde also unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses Allen mitgetheilt und bildete die Unterhaltung im ganzen Hause. Frau Munt machte ein ungläubiges Gesicht und sagte sogar zu Frau Miller, sie sei überzeugt, das Mädchen bilde sich die ganze Geschichte nur ein.

„Ach,“ meinte sie, „diese Ausländer sind immer voll von Complimenten. All das hat er auch mir gesagt; nur war ich nicht so dumm, es für Ernst zu nehmen.“

Johann betrübte sich bei weitem nicht so sehr über diese Verlobung, als Margaret erwartet hatte. Seine Aufmerksamkeit wandte sich wieder mehr auf Winfride, und er war der Einzige, welcher nichts Schlimmes von ihr glaubte.

Margaret hatte sich fest vorgenommen, Winfridens Unschuld an den Tag zu bringen, ehe der Monat abliefe. Sie that es nicht sogleich, weil sie fürchtete, wegen ihres nächtlichen Ausganges selbst aus dem Dienste entlassen zu werden, ehe ihre Heirath stattfinden könne.

Inzwischen wurde Frau Leslie immer schwächer, obwohl, wie die Aerzte glaubten oder wenigstens sagten, keine wesentliche Verschlimmerung eingetreten war. Sie sehnte sich, öfter als bisher einen Priester zu sehen; da aber keiner im Orte wohnte, und Vater Musgrave nur gelegentlich herüberkam, konnte ihr Wunsch nicht leicht Befriedigung finden. So oft ihre Mutter zur Beichte ging, was außer den hohen Festen nur ein Mal im Monate geschah, bat sie den Geistlichen, auch ihre Tochter zu besuchen. Frau Leslie aber hatte stets gefürchtet, daß es ihre Mutter ängstigen möchte, wenn sie seinen Beistand häufiger in Anspruch nähme, und ließ in dieser Weise menschliche Rücksicht zwischen sich und das Heil ihrer Seele treten. Als aber die Liebe Gottes in ihrem Herzen wuchs, und ihre Körperkraft abnahm, faßte sie den Entschluß, diesem peinlichen Verhältnisse ein Ende zu machen. Sie wollte Vater Musgrave bei seinem nächsten Besuche bitten, sie zu besuchen, so oft er nach Southwell komme. Sie bereute bitterlich, dieses nicht schon bei seiner letzten Anwesenheit gethan zu haben, weil sie nun noch drei endlose Wochen zu warten hatte. Ach, daß sie gewußt hätte, welche Aenderung diese drei Wochen bringen sollten!

Zwölftes Capitel.

Was ist Sünde?

„Du hast also das fragliche Mädchen nicht genommen?“ fragte Herr Barnard seine Frau, während diese ihm Thee einschenkte.

Frau Barnard nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe und murmelte einige unverständliche Worte.

„Geht Margaret so bald schon weg?“ fragte Frau Leslie.

„Nein, aber es schadet nicht, sich vorzusehen,“ antwortete Frau Barnard.

„Ich dächte, du suchtest ein Mädchen an Winfridens Stelle,“ äußerte Herr Barnard, der den Wink seiner Frau nicht verstanden hatte.

„An Winfridens Stelle?“ fiel Louise rasch ein. „Aber, Mama, du hast mir ja versprochen, sie zu behalten, bis du eine andere passende Stelle für sie gefunden hättest.“

„Es thut mir leid, daß dein Vater davon gesprochen hat; ich wollte es dir nicht sagen, um dich zu schonen. Winfride hat ohne Erlaubniß bei Nacht das Haus verlassen, und das kann ich nicht hingehen lassen. Zudem will sie nicht sagen, wo sie ge-

wesen ist, obwohl sie nicht leugnen kann, da ihre Kleider naß waren. Frau Miller hat sie heimkommen gesehen und glaubt, daß sie auf dem Jahrmarkt war."

„Hast du sie selbst gefragt, Mama? Ich bin überzeugt, Winfride ist eines solchen Betragens unfähig."

„Nein, das habe ich nicht. Wozu auch? Frau Miller ist vollständig überzeugt, und ich auch. Du schenkst diesem Mädchen mehr Vertrauen, als sie verdient. Ich hätte sie augenblicklich fortgejagt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, dich aufzuregen."

„Louise wird sich durch eine solche Kleinigkeit nicht aufregen lassen," bemerkte ihr Vater. „Winfride wird ihren Pfaffen wieder an der Nase herumführen, und dieser ihr eine neue Stelle verschaffen. Aber sage mir, liebe Frau, warum hast du das Mädchen nicht genommen, das bei Frau Parker gedient hat?"

„Ich wollte sie nehmen, da sie im Allgemeinen ein sehr gutes Zeugniß hatte; aber ich bemerkte, daß ein wichtiger Punkt darin übergangen war. Ich ging nun selbst zu Frau Parker und erfuhr, daß das Mädchen sich eine Unehrlichkeit hatte zu Schulden kommen lassen."

„Wie kommt denn aber Frau Parker da-

zu, uns ein unehrliches Mädchen zu empfehlen?"

„Die Sache war sehr unbedeutend, und sie hat ihren Fehler eingestanden und sehr bereut. Ihr alter Vater lebt im Spital und wird dort sehr kurz gehalten; weshalb sie etwas Thee für ihn mitnahm. Dieser Umstand konnte natürlich die That nicht rechtfertigen."

„Gewiß nicht!" sprach Herr Barnard, seinen Thee schlürfend.

„Das arme Mädchen!" seufzte Louise. „Da sie ihren ersten Fehltritt so sehr bereuete, hätte Frau Parker ihr doch verzeihen sollen."

„Liebe Louise, ich wünschte, du möchtest nicht solchen sentimentalen Unsinn schwätzen;" sagte ihr Vater; wenn einer meiner Dienstboten nur das Geringste stiehlt, muß er sofort das Haus verlassen."

„Ich habe nicht unbedacht gesprochen, Papa!" versicherte Frau Leslie. „Man übersieht so oft bedeutende Sünden, sogar Todsünden bei den Dienstboten, wenn sie nur unser Interesse nicht berühren; hier aber handelt es sich nur um eine läßliche Sünde."

„Eine läßliche Sünde!" rief Herr Barnard aus. „Das ist euere katholische Moral!"

„Lieber Vater," sagte Louise sanft, „ich verstehe unter ‚läßliche Sünde' nicht eine ganz unbedeutende Sünde. Eine läßliche Sünde ist eine solche, welche nicht der Seele das Leben nimmt, da sie uns nicht die heiligmachende Gnade entzieht. Ein Diebstahl ist allerdings eine Todsünde, es sei denn, daß es eine Sache von ganz geringem Werthe betrifft; und selbst dann kann er Todsünde sein, falls es sich um das Eigenthum eines Armen handelt. Zudem glauben wir, daß zur Vergebung eines Diebstahls der Ersatz des Gestohlenen erforderlich ist."

„Das sind schöne Grundsätze! Stehlen ist Stehlen; auf den Werth der Sache kommt's nicht an. Mit Ausnahme des Mordes gibt es keine Sünde, die so niedrig ist, als Diebstahl und besonders Hausdiebstahl."

„Ich betrachte die Sünde nach ihrer Strafbarkeit vor Gott, lieber Vater; Sie dagegen haben ihre Bedeutung für die menschliche Gesellschaft im Auge. Und selbst in letzterer Beziehung gibt es Sünden, welche weit verderblicher in den Frieden der Gesellschaft eingreifen, als der Diebstahl. Ist nicht der gute Ruf ein höheres Gut als Geld oder sonstiges Eigenthum? Was halten Sie nun von Verleumdung oder Ehrabschneidung? Eine

solche Sünde verabscheut Gott mehr, als das Wegnehmen einer Handvoll Thee."

„Nun, Louise, das ist doch stark! Also du hältst es für schlimmer, wenn ich von Jemand etwas Böses erzählte, als wenn ich einen Taschendiebstahl beginge?"

„So liegt die Frage nicht. Der Versuchung zu stehlen sind Leute von unserm Stande für gewöhnlich nicht ausgesetzt, dagegen desto mehr der Versuchung, Andern etwas Böses nachzusagen. Wenn Jemand aus der vermögenden und gebildeten Klasse einen Diebstahl begeht, so muß er zu einer sehr niedrigen Stufe der Sittlichkeit herabgesunken sein. Leute aus den geringern Ständen sind dagegen dieser Versuchung mehr zugänglich und haben von vornherein nicht denselben Abscheu vor kleinen Unterschlagungen, wie wir. Dieser durch die Erziehung uns eingeprägte Abscheu genügt meistens, uns vor solchen Versuchungen sicher zu stellen, ohne daß wir nur das Bewußtsein von der Sündhaftigkeit der That haben. Ein Dienstbote sieht Luxus und Verschwendung um sich her und denkt, die Kleinigkeit, die er wegnimmt, sei nichts im Vergleiche zu dem, was er stündlich bloß durch Nachlässigkeit zu Grunde gehen sieht. Daher sollten wir, die wir über solchen Versuchungen erhaben stehen, mit de-

nen Mitleid haben, die nicht so glücklich gestellt sind, und denken, daß ein kleiner Diebstahl für sie vielleicht keine so große Sünde ist, als manche andere Sünde, die wir begehen."

„Da wir keine Diebe im Hause haben, ist es gar nicht nöthig, solche Untersuchungen anzustellen," fiel hier Frau Barnard ein, welche für die Gesundheit ihrer Tochter besorgt war. „Wenn du mit dem Thee fertig bist, will ich abtragen lassen," setzte sie, zu ihrem Manne gewandt, hinzu. Sie zog die Schelle, und da Margaret nicht erschien, schellte sie nochmals, worauf Winfride in's Zimmer trat, um den Theetisch abzuräumen.

„Warum kommt doch diese ungeschickte Person?" brummte Herr Barnard, als Winfride das Zimmer verlassen hatte. „Sie zerbricht gewiß die Hälfte, ehe sie in die Küche kommt."

„Willst du jetzt hinaufgehen," fragte die besorgte Mutter ihre kranke Tochter.

Frau Leslie war geneigt, den Vorschlag anzunehmen, und wollte eben das Zimmer verlassen, als ihr Vater ausrief: „Horch! da hat sie schon etwas hingeworfen!"

„Warum nicht gar! Sie hat bloß mit dem Theebrett an der Küchenthüre angestoßen," und beeilte sich, Louise hinaufzuführen.

Herr Barnard hatte zwar recht gehört; aber Winfride war nicht die Schuldige.

Margaret war in der letzten Zeit sehr viel auf ihrem Zimmer, um heimlich an ihrer Aussteuer zu arbeiten, wodurch sie natürlich ihre Arbeit versäumte. Frau Miller hatte sich längst darüber geärgert, und da nun die Schelle zum zweiten Mal ertönte und Margaret nicht bei der Hand war, schickte sie Winfride hinein und stieg selbst hinauf zu Margaret. Diese war nicht in der Stimmung, die Vorwürfe der Haushälterin geduldig hinzunehmen, und eilte verdrießlich die Treppe hinab. Sie begegnete Winfriden, als diese kaum das Zimmer verlassen hatte, und riß ihr das Theebrett aus der Hand. In ihrem Aerger stieß sie damit an eine Ecke, daß die Tassen klirrten und die Zuckerschale hinabfiel und zerbrach.

Erschrocken eilte Margaret in die Küche, um das Theegeschirr hinzustellen, und dann zurück, um die Schale aufzuheben. Zu ihrer Freude war dieselbe nur wenig beschädigt. Margaret hatte Kitt in ihrem Zimmer, und nachdem sie den Zucker rasch aufgelesen und in ihre Schürzentasche gesteckt, trug sie die Schale hinauf, um sie, wenn Alle zu Bette gegangen sein würden, zu kitten.

Dies gelang ihr so prächtig, daß man

den Bruch kaum entdecken konnte, und das war ja alles, was sie wünschte. Die Zuckerstückchen steckte Margaret in die Tasche eines Kleides, das an der Stelle hing, wo ihre und Winfridens Kleider zusammen aufbewahrt wurden. Es ging ihr nicht darum, sich den Zucker zuzueignen; sie wollte nur die Zuckerschale heimlich in die Küche tragen und es sollte den Anschein haben, als sei dieselbe hingestellt, damit die Haushälterin sie frisch fülle. Wäre sie nicht leer gewesen, so hätte dies Anlaß gegeben, zu fragen, warum die Zuckerschale nicht in dem betreffenden Schranke stehe, was sie natürlich vermeiden mußte. Freilich lag ihr auch nicht viel daran, ob sie Gelegenheit fände, die wenigen Stückchen Zucker zurückzugeben oder nicht.

Als alles in Ordnung war, schlüpfte Margaret ins Bett und wünschte sich Glück, daß die Sache so glücklich abgelaufen war.

Dreizehntes Capitel.

Unerbittliche Gerechtigkeit.

Es regnete in Strömen, und wenn das Wetter auch manchmal für eine Viertelstunde sich aufhellte, so stürmte es in der nächsten

desto ärger. Dessen ungeachtet ließ Frau Munt sich nicht abhalten, zu Laycock's zu gehen; sie kehrte auch mit einer Neuigkeit zurück, die das Naßwerden wohl werth war. Sie hatte Elisabeth besucht und ihr im strengsten Vertrauen mitgetheilt, daß Margaret mit Herrn Carl Stettin verlobt sei. Diese Nachricht hatte eine Ohnmacht Elisabeth's zur Folge, denn sie stand in dem gleichen Verhältnisse mit dem Fremden.

Frau Munt erzählte die Neuigkeit sogleich Jedermann in Herrn Barnard's Hause; wie sie es aber der armen Margaret beibringen sollte, war ihr nicht gleich klar. So froh sie über die Entdeckung war, schämte sie sich doch einzugestehen, daß sie das ihr anvertraute Geheimniß verrathen habe.

Frau Miller erzählte ihrer Herrin die von der Amme mitgebrachte Neuigkeit, und Beide waren der Ansicht, man müsse der Wahrheit auf die Spur zu kommen suchen. Herr Barnard wurde mit zu Rathe gezogen, aber er lachte nur über die Geschichte und meinte, man solle der Sache ihren Lauf lassen; die Mädchen würden es schon unter sich ausmachen. Der gewandte Courier habe ohne Zweifel Beide angeführt und huldige in diesem Augenblicke wahrscheinlich irgend einer hübschen Schweizerin.

„Es ist doch schrecklich, daß du die Sache so leicht nimmst!“ rief seine Frau aus.

„Was soll ich denn thun? Ich kann doch nicht nach der Schweiz reisen und den Menschen zur Rede stellen, weil mein Dienstmädchen, wie die meisten Weiber, eine Gans ist und alles glaubt, was man ihr vorschwätzt.“

„Aber um der Ehre unseres Hauses willen könntest du die Sache etwas ernster nehmen. Wir haben immer darauf gesehen, ehrbare Dienstboten zu haben, und von dieser Geschichte wird nun die ganze Stadt sprechen.“

„Lieber Vater,“ äußerte Louise mit schwacher Stimme, „könntest du dich nicht bei Herrn Laycock erkundigen? Das Glück eines armen Mädchens ist doch auch in Berechnung zu ziehen.“

„Es handelt sich um das Glück von zwei Mädchen,“ erwiderte der Vater lächelnd, „und man kann unmöglich Beide zufrieden stellen. Ich spreche Herrn Laycock heute in Geschäften und will mich nach dem Betrüger erkundigen.“

Herr Barnard hielt Wort, aber er brachte höchst unerfreuliche Nachrichten. Carl Stettin war seines Dienstes entlassen worden, und der angebliche Besuch bei seinen Verwandten war also nur Erfindung.

Herr Laycock hatte eines Tages einen Brief aus der Schweiz erhalten, welcher auf den Wunsch einer armen Frau, die sich als Herrn Stettin's Ehefrau auswies, von dem Pfarrer geschrieben war. Die Frau hatte endlich entdeckt, wo ihr Mann sich aufhielt, und beklagte sich bitter über das Elend, in welchem er sie und ihre zwei Kinder gelassen habe. „Sie begreifen," schloß Herr Laycock seine Erzählung, „daß ich mit Ehren den Kerl nicht behalten konnte, so ungern ich ihn auch entließ. Ich ließ ihn vor mich kommen, zeigte ihm den Brief, bezahlte ihm seinen Lohn und schickte ihn fort."

Frau Barnard war über diese Nachricht voll Entsetzen, und Louise fühlte aufrichtigen Schmerz über die Ehrlosigkeit dieses Elenden. Am meisten that es ihr leid, daß ihr Vater über die Sache noch lachen und behaupten konnte, das gebe Stoff zu einer prächtigen Posse.

„Bei dieser Gelegenheit muß ich dir auch sagen, Louise," sprach Herr Barnard, sich an seine Tochter wendend, „daß ich bei Herrn Laycock etwas erfuhr, was mir wichtiger scheint, als des Bedienten Liebeleien. Ich fürchte, deiner Amme ist nicht zu trauen." Louise erbleichte, und Frau Barnard fragte schnell, was er meine.

„Als ich erwähnte, daß die Amme, eine Freundin seiner Dienstboten, die doppelte Verlobung entdeckt habe, bemerkte er, es werde wohl auch diese Amme gewesen sein, welche neulich spät am Abende mit einem kleinen Kinde sein Haus verlassen habe. Seine Frau sah dieselbe aus der Thüre treten, und wunderte sich, daß du dein ohnehin zartes Kind an einem so feuchten Abende noch in der Dämmerung austragen ließest."

Die arme Louise war über diese Nachricht außer sich. Sie war eine sehr besorgte Mutter, und ihre körperliche Schwäche steigerte diese Aengstlichkeit auf's höchste. Sie hatte der Frau Munt vollkommenes Vertrauen geschenkt, und der Gedanke, daß diese Person selbst des Kindes Gesundheit in Gefahr bringe, verursachte ihr eine solche Aufregung, daß sie ohnmächtig wurde.

Louise erholte sich bald wieder, sah aber todtenblaß aus, so daß die Mutter sie dringend bat, sich in's Bett zu legen. „Sei ruhig, liebes Kind, ich will morgen mit der Munt reden und werde schon die Wahrheit heraus bringen; nur versprich mir, dich nicht aufzuregen, meine Liebe."

Louise versprach, alles ihrer Mutter zu überlassen. Sie konnte auch nichts anders thun, denn als sie sich erheben wollte, sank

sie kraftlos auf's Sopha zurück. Der Vater trug sie nun in ihr Zimmer, und die ängstliche Mutter wollte sie nicht verlassen, bis sie im Bette lag — von welchem sie nie mehr aufstehen sollte. Man sandte nach dem Arzte, welcher erklärte, er finde keine erhebliche Verschlimmerung in dem Befinden der Kranken, und es seien keine Symptome naher Gefahr vorhanden. Er verordnete eine stärkende Arznei und versprach, am Abende wieder nachzusehen. Der Arzt hatte Ruhe für die Kranke empfohlen, und die arme Mutter wachte auf jeden Laut im Hause, der die Kranke stören könnte. „Was ist denn das für ein Lärm, Miller, gerade über dem Zimmer meiner Tochter?" fragte sie ungefähr zwei Stunden später.

„O gnädige Frau!" antwortete die Haushälterin ganz verwirrt, „die arme Margaret jammert so. Wir wollen sie sogleich in ein anderes Zimmer bringen."

Margaret hatte die Nachricht von der Treulosigkeit ihres Liebhabers mit Zorn und Unglauben aufgenommen. Als ihr aber der Brief vorgelegt wurde, den Herr Laycock erhalten hatte, und sie hörte, daß er die darin enthaltene Anklage nicht geleugnet hatte und deshalb aus dem Dienste entlassen war, sank ihr Vertrauen, und sie fiel in die

schrecklichsten Krämpfe. Winfride und Frau Munt gaben sich alle Mühe, die arme Unglückliche zu beruhigen; Frau Munt weinte mit ihr und machte mehr Lärm, als alle Andern.

Johann war der Hartherzigste der Gesellschaft. Er meinte, Margaret arbeite sich durch ihre Heftigkeit in die Ohnmachten hinein; sie solle froh sein, daß sie den Kerl losgeworden sei. Johann hatte ein gutes Herz, aber es war unter einer rauhen Hülle verborgen und er hatte wenig Geduld mit weiblichen Schwachheiten. Inzwischen rieb man ihr die Hände und Arme, sprengte ihr kaltes Wasser in's Gesicht, hielt ihr eine angebrannte Feder unter die Nase, — alles umsonst. Da erinnerte sich die Haushälterin, daß sie irgendwo ein starkriechendes Salz habe, und begann in allen Winkeln zu suchen. So kam sie auch an ein Brett auf dem obern Gange, wo verschiedene Fläschchen mit Pfeffermünztropfen, Hirschhorngeist und dergleichen standen. Sie stellte sich auf die Zehen und suchte unter den Fläschchen. Wirklich findet es sich; sie greift rasch danach, aber die Heften eines der Kleider, welche unter dem Brette hängen, haben in ihren Aermel gefaßt. Indem sie sich loszumachen sucht, fällt das Kleid auf die Erde, macht aber dabei ein auffallendes, klapperndes Geräusch. Sie

hebt es auf, untersucht es und fühlt harte Stückchen in der Tasche: — ihr Verdacht ist gegründet, es ist Zucker.

Wessen Kleid ist es? Es gehört der armen Winfride. Als Lügnerin war sie schon überwiesen, jetzt ist sie auch des Diebstahls verdächtig.

Was kann Winfride zu ihrer Vertheidigung sagen? Nichts. Sie erklärt, daß sie nichts von dem Zucker wisse. Aber er wurde in ihrer Tasche gefunden; gegen diesen Beweis läßt sich nicht streiten, und sie schweigt. Sie betrachtet sich beinahe selbst in dem Lichte, in welchem sie den Andern erscheint, und ihr ganzes Wesen nimmt einen demüthigen, bußfertigen Charakter an.

Aber wie sehr wird ihr Benehmen mißverstanden! Es wird als schweigendes Geständniß ihrer Schuld angesehen. Frau Miller sowohl als Frau Munt ist unfähig zu begreifen, warum die fälschlich angeklagte Unschuld sich nicht empört rechtfertigte. Winfridens Tugend war über ihre Begriffe erhaben.

„Herein!" rief Frau Barnard, da sie ein leises Klopfen an der Thüre des Wohnzimmers hörte. „Was gibt's, Miller? Ich hoffe, es ist nichts vorgefallen?"

„Nein, gnädige Frau! Ich wünschte nur ein Wort mit Ihnen zu sprechen."

„Wie geht es dem armen Mädchen?"

„Immer gleich; sie ist noch nicht recht zu sich gekommen.“

„Der Arzt soll sie heute Abend besuchen. Seid Ihr deshalb gekommen?“

„Nein, gnädige Frau, nicht gerade deshalb,“ sagte die Haushälterin und blickte auf Herrn Barnard, welcher eifrig in einem großen Buche studirte.

„Sprecht nur, es wird ihn nicht stören. Es ist doch nichts Besonderes?“

Frau Miller theilte ihrer Herrin nach einer langen Vorrede voll Erstaunen, Entrüstung und andern Gefühlen endlich mit, daß Winfride des Zuckerdiebstahls verdächtig oder eigentlich schon überwiesen sei.

Ein Ausruf des Erstaunens aus Frau Barnard's Munde erregte die Aufmerksamkeit des Advocaten; auch er wollte die Geschichte hören.

„Gut, Miller,“ sprach er, „die Sache ist sehr einfach. Ich will keine Diebe im Hause haben; bezahlt dem Mädchen den Lohn und schickt sie noch heute fort.“

„Ist es auch gewiß, Miller,“ unterbrach ihn Frau Barnard, „hat sie wirklich den Zucker genommen?“

„Aber, liebe Frau, du hörst doch, daß der Zucker in ihrer Tasche gefunden wurde! Was willst du noch mehr? Natürlich leug=

net sie; das thut jeder Dieb. Aber ich möchte wissen, wie die Zuckerstückchen in ihre Tasche kommen könnten, wenn nicht durch ihre eigene Hand."

„Ich kann nicht behaupten, daß sie eigentlich leugnet," bemerkte Frau Miller; „sie sagt nur, sie wisse nicht, wie der Zucker in ihre Tasche gekommen sei; aber dabei sieht sie ganz betrübt und niedergeschlagen aus. Nur kann ich nicht begreifen, wo sie den Zucker her hat? Ich hatte allen Zucker eingeschlossen, die Dienstboten bekommen immer Stampfzucker. Da nun Winfride die Herrschaft nicht bedient, hat sie auch keine Gelegenheit, von dem andern Zucker zu nehmen."

„Aber sie hat uns neulich am Abend bedient," erklärte Herr Barnard, „und bei dieser Gelegenheit wird sie den Zucker genommen haben."

„Richtig," sagte Frau Miller nach einigem Nachdenken. „Ich erinnere mich, daß ich am folgenden Morgen die Zuckerschale in der Küche fand; sie war leer und mußte frisch gefüllt werden."

„Bist du nun zufrieden?" sagte Herr Barnard zu seiner Frau. „Ich bin vollständig überzeugt. Ihr habt meinen Befehl," fuhr er fort, sich an die Haushälterin wen=

dend, „schickt das Mädchen heute noch fort, je eher, desto lieber."

Frau Barnard konnte nichts dagegen sagen; sie glaubte, daß ihr Gemahl Recht habe, und doch widerstrebte diese Härte ihrem Gefühle. Sie begnügte sich, der Haushälterin zu empfehlen, Frau Leslie nichts von dem Vorfalle wissen zu lassen.

„Ich denke," bemerkte die Haushälterin noch unter der Thüre, „es wird am besten sein, wenn wir Winfride heute Nachmittag mit dem Omnibus nach Farleigh, woher sie gekommen ist, zurückschicken."

„Sie mag zum Teufel gehen!" rief Herr Barnard zornig, und setzte sich wieder zu seinem großen Buche.

Frau Miller verließ das Zimmer, und Frau Barnard seufzte tief erschüttert vor sich hin.

Winfridens Loos war nun entschieden. Schweigend nahm sie das Kreuz auf sich, das ihres Heilandes Liebe ihr auflegte, und mit dem Leiden zog ein süßer Trost in ihre Seele. Jesus war ja auch den Dieben gleichgestellt worden, und als Beweis Seiner Liebe und Gnade gab Er ihr einen Dorn Seiner Krone. Sie preßte das theuere Geschenk freudiger an's Herz, als wenn es die schönste Rose gewesen wäre. Jesus schwieg zu jeder

Beschuldigung, und auch sie wollte schweigen zu Ehren Seines namenlosen Leidens und der sieben Schmerzen Maria's.

Solche Gedanken beschäftigten die fromme Jungfrau, während sie ihr Köfferchen packte; aber sie gab denselben keine Worte. Vielleicht hätte sie sich nicht ein Mal verständlich machen können.

Frau Leslie hatte im Laufe des Tages häufige Ohnmachten, empfand jedoch keinen Schmerz. Das Fieber schien sie verlassen zu haben, aber ihre Schwäche nahm schnell zu. Sie lag im Sterben, ohne daß sie selbst oder ihre Umgebung dies ahnte. Frau Miller allein schien es zu begreifen und theilte ihre Ansicht der Amme mit, während Winfride in der Küche vor ihrem Fortgehen noch eine Erfrischung zu sich nahm.

„Ich hatte eine Nichte," erzählte die Haushälterin, „welche eben so starb, ohne daß man daran dachte. Sie wurde immer schwächer, aber die Aerzte behaupteten, sie werde noch einige Zeit leben. Am Tage vor ihrem Tode fühlte sie sich ganz wohl und ruhig; nur wurde sie oft ohnmächtig und schlummerte immer, gerade wie Frau Leslie. Am Abende desselben Tages aber verlor sie das Bewußtsein und kam nicht wieder zu sich."

Frau Munt murmelte einige Worte, welche

Zweifel ausdrückten. Sie hatte rothgeweinte Augen, weil Frau Barnard sie über ihren Abendbesuch bei Laycock's zur Rede gestellt hatte, und, so gut sie sich auch zu vertheidigen gewußt hatte, fürchtete sie doch, ihre Stelle zu verlieren.

Um so eifriger hatte Winfride die Worte der Haushälterin aufgefaßt. All ihr Kummer war nun vergessen; sie hatte keinen andern Gedanken mehr, als daß ihre geliebte Herrin vielleicht ohne die Gnadenmittel der Kirche sterben müsse! Hier galt es, schnell zu handeln. Sie stellte ihr Essen weg und eilte in das Kämmerchen hinauf, das nun nicht mehr das ihrige war. Sie hatte jetzt keine Heimath, keine Zuflucht mehr! Johann hatte ihren Koffer schon fortgeschafft, und so fand sie nur ihr Marienbild, welches sie, um es nicht zu zerbrechen, nicht zu den Kleidern hatte packen wollen. Sie nahm es von der Wand, küßte es und flüsterte: „O, Maria, meine Mutter! laß sie nicht ohne die heiligen Sacramente sterben!" Dann legte sie ihr Tuch um, verbarg ihr Bild unter demselben und eilte die Treppe hinunter.

„So, Winfride, du willst jetzt gehen?" sagte Frau Miller mit einem Tone, in dem Kälte und Rührung um den Vorrang stritten. „Dann mußt du aber eine halbe Stunde

auf den Omnibus warten. Nun, vielleicht ist es besser, wenn du gehst; du kannst dich hier doch nicht wohl fühlen, und es wird dir nirgends wohl sein, so lange du dich nicht änderst. Ich hoffe, du wirst es thun, Winfride; das ist alles, was ich sagen kann. Lebe wohl!"

„Wollen Sie für mich beten?" bat Winfride traurig.

„Ja, das will ich!" erwiderte Frau Miller schnell; ihre bessern, katholischen Gefühle erwachten und sie reichte dem Mädchen die Hand, welche sie ihr erst verweigert hatte.

Winfride dankte und begab sich dann in den Hof, wo Johann mit ungeheuchelter Trauer sie erwartete. Er bot ihr beide Hände und hielt die ihrigen fest, während er ihr ernst in's Gesicht blickte.

„Winfride," sagte er, „ich weiß, daß du so schuldlos bist, wie ein Kind. Ich könnte nicht glauben, daß du etwas Schlimmes gethan hättest, und wenn die ganze Welt es beschwören wollte. Ich habe das den Leuten gesagt, und ich werde es ihnen sagen, so lange ich noch hier bin. O, Winfride, sage mir, kann ich denn gar nichts für dich thun?"

Ein Strahl reiner Freude leuchtete in Winfridens Augen, als sie ihm zuhörte. „Ja,

Johann, du kannst etwas thun, was mich ganz glücklich machen wird. Höre, Johann: du lebst nicht, wie du leben solltest, nicht wie du selbst mir einst sagtest, daß man leben müsse. Du vernachlässigst deine religiösen Pflichten; geh' bald zur Beichte. Du warst, wie ich fürchte, lange nicht mehr dort, und dieser Gedanke macht mir das Herz so schwer."

Johann ließ ihre Hand los, und senkte beschämt die Augen. „Ja, es ist wahr," sagte er, „ich bin nicht mehr derselbe Mann, der ich gewesen. Ich will zur Beichte gehen, Winfride, ich verspreche es dir. Ich habe mich nie mehr glücklich gefühlt, seit ich meine Pflichten versäumt, — und seit ich mehr an die thörichte Margaret dacht, als an dich, meine liebe, gute Winfride. Aber glaube mir, ich dachte nie an sie, wie ich an dich gedacht habe und noch denke."

„Lebe wohl, Johann!" sprach Winfride mit freundlich ernster Stimme und entfernte sich schnell. Johann blickte ihr nach, so lange er sie sehen konnte, und kehrte dann mit traurigem, aber doch erleichtertem Herzen in's Haus zurück.

Vierzehntes Capitel.

Das Opfer.

Vater Musgrave wohnte im Kloster zu Grassover; dorthin wollte Winfride sich schleunigst begeben. Sie war so besorgt, keine Zeit zu verlieren, daß sie nicht einmal auf dem Postamte die nöthige Vorsorge für ihren Koffer zu treffen wagte. Ihre eigenen Anliegen verschwanden vor dem Ziele, das sie sich gesetzt hatte. Dennoch hielt sie es für klug, einen Augenblick bei einer alten Frau vorzusprechen, welche neben der Kapelle wohnte und beauftragt war, dieselbe rein zu halten; denn es war ja möglich, daß der Priester zufällig sich in Southwell befand, und dann konnte Winfride es dort sicher erfahren. Vater Musgrave war wirklich vor einigen Stunden da gewesen und dann nach einem kleinen, ungefähr eine Stunde entfernten Weiler gegangen, um einen Kranken zu besuchen.

„Wird er auf dem Rückwege durch Southwell kommen?"

Die alte Frau wußte es nicht; es war möglich, daß er auf einem andern Wege heimkehrte. Winfride verlor keinen weitern

Augenblick. Ihre Aufgabe war klar, sie mußte Vater Musgrave finden. Was auch immer für Schwierigkeiten sich ihr entgegen thürmten, nichts konnte ihren Entschluß erschüttern. Es schlug eben zwei Uhr; sie konnte um drei Uhr in Dingley sein, wo sie den Priester zu finden hoffte.

Das Wetter hatte sich gegen Mittag etwas aufgehellt, aber die Wolken zogen sich wieder zusammen. Als das Mädchen vor Southwell den kleinen Fußpfad betrat, der nach dem Weiler führte, begann ein feiner Regen zu fallen, und ein kalter Wind jagte die gelben Blätter von den Bäumen. Das arme Mädchen hatte keinen Regenschirm. So lange sie bei Herrn Barnard war, benutzte sie einen alten, baumwollenen Schirm, den Niemand sonst brauchen mochte. Man hätte ihr denselben gern beim Abschied gegeben, wenn sie darum gebeten hätte; aber man hatte nicht daran gedacht. Winfride war jedoch nicht gewöhnt, sich selbst zu bemitleiden; sie schritt eifrig voran und betete fortwährend das ‚Vater unser' und ‚Ave Maria' für Frau Leslie.

Bis sie Dingley erreichte, war sie durch und durch naß, und sie fror in ihren triefenden Kleidern. Glücklicherweise fand sie gleich die ihr bezeichnete Hütte so wie Vater

Musgrave selbst, welcher eben im Begriffe war, sein Pferd zu besteigen.

„O Vater Musgrave," rief sie ihm entgegen, „Frau Leslie liegt im Sterben, und Niemand denkt an Gefahr. Bitte, besuchen Sie sie so schnell als möglich."

Der Priester fragte noch Einiges und sagte dann: „Mein gutes Kind, du mußt hineingehen und deine Kleider trocknen; du bist ja ganz naß."

„Kümmern Sie sich nicht um mich, Vater Musgrave, und beeilen Sie sich. Erwähnen Sie aber nichts von mir; Sie müssen thun, als wären Sie zufällig gekommen. Frau Barnard hält den Zustand ihrer Tochter nicht für gefährlich und könnte unzufrieden sein, daß ich Sie gerufen habe."

Sie hatte keine Zeit, ihre Kleider zu trocknen, denn sie mußte suchen, eine Nachtherberge zu finden. Wohin sollte sie gehen? Nur einen Ort wußte sie, wo man sie aufnehmen würde, das Kloster zu Grassover. Sie machte nun den gleichen Weg zurück; denn um nach Grassover zu gelangen, mußte sie wieder durch Southwell gehen. Der Wind wurde heftiger, und sie hatte ihn jetzt im Gesichte; der Regen fiel immer dichter und machte den Weg beschwerlich und ermüdend. Aber Winfride war jung und ent-

schlossen, und hatte oft schon weitere Entfernungen zurückgelegt.

Endlich hatte sie Southwell erreicht; sie begegnete fast Niemand, denn der Regen bannte die Leute in die Häuser. Als sie am Ende des Städtchens anlangte, warf sie einen sehnsüchtigen Blick auf Herrn Barnard's Haus. Was hätte sie nicht gegeben, um zu wissen, wie es mit Frau Leslie stand! Es sollte nicht sein. Winfride konnte nur hoffen und vertrauen, daß Unsere Liebe Frau, deren Bild sie an's Herz drückte, über ihr sterbendes Kind wache und ihm im letzten Kampfe beistehe.

Ja, geliebte Mutter! bitte auch für uns in der Stunde unseres Todes! Bei all deinen Freuden, bei all deinen Schmerzen, bei all deiner Glorie, bei jedem Tropfen Blut, der aus dem heiligsten Herzen floß, bei jeder Thräne, die dein Mutterauge trübte, bei jedem Lächeln, mit welchem das göttliche Kind in der Krippe zu Bethlehem deine süßen Augen erfreute, bei jeder unendlichen Liebe, welche die Krone ist, mit der dein Sohn dich im Himmel krönte, — bitten wir dich, o heilige Maria: bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes!

Der schlimmste Theil der Reise lag jetzt erst vor dem armen Mädchen. Die Beschaffen-

heit des Fußweges zeigte ihr bald, welche Beschwerden sie zu erwarten hatte. Das Hauptübel bestand darin, daß ein kleines, reißendes Flüßchen den Weg durchschnitt; bei heftigem Regen schwoll dasselbe bedeutend an und wurde dann gefährlich.

Als Winfride sah, daß der Weg fast in eine Pfütze verwandelt war, fiel ihr erst ein, daß ein Austreten des Flüßchens das Resultat der vergangenen Regentage gewesen sein mußte. Sie hätte das früher einsehen können; aber ihr Geist war nur mit Frau Leslie beschäftigt gewesen und mit der traurigen Betrachtung, daß am Ende sie, die mit jeder irdischen Hülfe und Bequemlichkeit umgeben war, jenen einzigen Beistand, der allein wahren Trost und Muth bietet, entbehren sollte, — jene Hülfe, welche die Kirche auch dem Aermsten, dem Elendesten in seiner Todesstunde bietet. Winfride blieb stehen, um zu überlegen. Sie konnte nicht bemessen, wie tief sie noch im Wasser zu waten haben würde, bis sie den hölzernen Steg erreichte, welcher über das Flüßchen führte. Es gab einen andern Weg durch die Felder, allein das Mädchen hatte diesen nur ein Mal gemacht und kannte ihn nicht genau. Sie zögerte, aber ihre nassen Kleider wurden schwerer und schwerer, und so ent-

schloß sie sich, die kurze Strecke zurück zu gehen und den Weg durch die Felder einzuschlagen. Aber das hieß aus dem Regen in die Traufe kommen. Der Boden bestand aus fettem Lehm; Klumpen von Erde hängten sich ihr an jeden Fuß, und sie konnte nur mühsam auf dem schlüpfrigen Pfade vorankommen. Die Dämmerung nahm immer mehr zu. — Auf ein Mal entdeckte sie zu ihrem Schrecken, daß sie vom rechten Wege abgekommen sei. Nun blieb ihr keine Wahl, als wieder auf den gewöhnlichen Weg zurückzukehren, und sie war froh, nach vieler verlorenen Zeit denselben wieder zu erreichen. Sie wanderte von neuem vorwärts. Das Wasser bedeckte zuerst ihre Schuhe, dann kam es bis an die Knöchel, und endlich watete sie fast bis an die Kniee darin. Ihre Röcke hingen schwer und steif wie Leder an ihr. Müde und frierend schleppte sich Winfride fort, so gut es ging, und begann sich in der hereinbrechenden Dunkelheit recht einsam und schutzlos zu fühlen. Sie mußte nun nahe am Ufer des Flüßchens sein, denn das Rauschen und Toben des wilden Wassers schlug drohend an ihr Ohr. Das arme Mädchen zitterte, theils vor Frost, theils vor Furcht. Nie hatte das Rauschen des Wassers einen so erschreckenden Eindruck auf

sie gemacht, wie in diesem Augenblicke; es war ihr, als müsse es sie forttragen, — sie wußte nicht wohin. Sie bemühte sich, die leider nicht grundlose Furcht zu unterdrücken, und empfahl sich betend der ewigen Barmherzigkeit und dem Schutze der heiligen Jungfrau.

Die äußerste Vorsicht war nöthig. Um den erwähnten Steg zu erreichen, mußte das Mädchen eine Strecke weit über einen Damm gehen. Langsam, und bei jedem Schritte den Boden mit dem Fuße untersuchend, schritt sie durch das Wasser, und bald bewies die abnehmende Tiefe, daß sie den Damm erreicht hatte. Jetzt athmete sie leichter und hätte alle Gefahr für überstanden gehalten, wenn nicht das Toben der Wellen ihre Seele mit Entsetzen erfüllt hätte. Das Flüßchen schien mit solch wilder Hast dahin zu strömen, daß es dem Mädchen zu Muthe war, als wollte es sie vom Damme herab in seine kalten Arme reißen! Endlich betrat ihr Fuß die kleine Brücke. Welch ein Strudel unter ihr! Schwindelt ihr wirklich, oder betrügen sie ihre Sinne? Die Bretter unter ihren Füßen schienen zu wanken, und dieses Gefühl nahm bei jedem Schritte zu. Schnell, Winfride! Die Balken haben der Gewalt des Stromes nachgegeben, und dein

eigenes Gewicht wird den Sturz des leichten Bauwerks beschleunigen. Umsonst bemüht sie sich, das Gleichgewicht zu erhalten; die Bretter neigen sich unter ihr, sie stürzt und erfaßt mit der rechten Hand einen Balken, während die Linke das Bildniß der heiligen Jungfrau fest umschlingt. Da hängt sie nun über dem rauschenden Wasser! Sie bemüht sich, wieder hinauf zu klettern, aber diese Anstrengung muß den gänzlichen Einsturz des Gebälkes herbeiführen; ehe eine Minute vergeht, werden die tobenden Wellen ihr Grab sein.

Jetzt erscheinen sie ihr nur noch als die Pforten der Ewigkeit. All ihre Angst ist untergegangen in der kindlichen Ehrfurcht einer Seele, welche vor Gott erscheinen soll. Während Winfride zwischen Tod und Leben schwebt, verkündet die Uhr des nächsten Dorfes die sechste Stunde. Der Wind trägt die ernst mahnenden Glockenschläge an das Ohr des Mädchens. O, wie erschütternd wirkt der Glockenton in solchen Augenblicken! Die Zeit geht ihren gemessenen Schritt, nur für Winfride ist sie dem Ende nahe. Die Wohnungen der Menschen sind nicht weit entfernt, und für die Meisten ist wohl der Schlag dieser Stunde nichts anders, als der Ruf zu einem gemeinsamen Mahl. Vielleicht

würde auch Hülfe nahen, wenn Jemand von der Gefahr wüßte. Doch solche Gedanken kommen der armen Winfride nicht in den Sinn. Ihr scheint der Stundenschlag gleich dem Glöcklein, das zur Wandlung läutet: — er spricht ihr von einem Opfer!

Ja, sie hat ein Opfer zu bringen, das willige Opfer ihres Lebens im Vereine mit jenem großen Opfer Christi. Wie beseligend ist der Gedanke, daß unsere armen Opfer wohlgefällig werden vor Gott, wenn mit dem Seinigen vereint! Gott wird ihr Leben annehmen und ihr reiche Schätze dafür spenden. In diesem letzten Augenblicke legt sie es muthig in Seine Hand; sie fleht nicht um Rettung, sondern betet nur mit der ganzen Kraft ihrer Seele, daß eine Andere nicht ohne die Tröstungen der Kirche sterben möge, und sie opfert gern ihr Leben auf für diese Gnade. Die innigste Nächstenliebe treibt sie zu dem Wunsche, selbst ohne die heiligen Sacramente zu sterben, wenn nur eine Andere sie genießen darf! Kann solch ein Opfer unerhört bleiben?

Kaum hatte Winfride diese Bitte gestammelt und die heiligsten Namen Jesus und Maria angerufen, als die Brücke zusammenstürzt; sie sinkt zugleich, und die Fluth schließt sich über ihr.

Fünfzehntes Capitel.

Versäumte Gelegenheit.

Von Dingley, wo Vater Musgrave die fromme Magd verlassen hatte, ritt er geraden Weges nach Southwell, verlangte Frau Barnard zu sprechen, und wurde in's Besuchzimmer geführt. Die Dame erschien alsbald; es schien aber, als wenn ihr gerade jetzt ein Besuch höchst unerwünscht käme.

„Es thut mir leid zu vernehmen, daß Frau Leslie heute so unwohl ist," begann der Priester.

„So unwohl! Wer sagte Ihnen das?" fragte Frau Barnard mit einem Anfluge von Heftigkeit.

„Ich glaubte dies aus den Reden Ihres Bedienten, welcher mir die Thüre öffnete, zu entnehmen."

„So machen es die Dienstboten! Sie sehen alles so schwarz, daß ich noch alle Geduld verliere. Die Haushälterin macht mich auch ganz verwirrt; sie sieht immer aus, als ob sie im Begriffe wäre, zu weinen."

„Diese Aengstlichkeit entspringt doch aus einem liebenden, anhänglichen Herzen, und muß Ihnen deshalb wohlthun."

„Die Leute haben so eine Art, alles zu vergrößern, und machen Einem dadurch das Leben unbehaglich. Louise ist freilich heute nicht wohl, aber der Doctor sagt, es sei nicht von Bedeutung. Sie hat gestern Abend zu viel gesprochen und sich besonders die Nachricht, daß die Amme das Kind in der Dämmerung ausgetragen habe, zu Herzen genommen. In Folge dessen bekam sie einige Ohnmachten, und darüber erschrecken die Dienstboten immer."

„Vielleicht," bemerkte Vater Musgrave nach einer kurzen Pause, „wäre es Ihrer Frau Tochter angenehm, mich zu sehen, da ich gerade hier bin."

„O mein Gott, nein!" rief Frau Barnard schnell. „Louise ist nicht im Stande, irgend Jemand zu sehen .... Sie sind sehr gütig, aber sie muß sich ganz ruhig verhalten .... Sie ist wirklich so schwach, daß sie kaum sprechen kann. Ein anderes Mal wird sie sich recht freuen, Sie zu sehen, wenn Sie uns wieder mit Ihrem Besuche beehren wollen!"

Ein anderes Mal! O wie grausam ist die Sorgfalt einer bloß natürlichen Liebe! Und doch hat diese Liebe alles Andere in dieser Mutter Herzen überwuchert.

„Ein anderes Mal also!" wiederholte der

Priester traurig, und schickte sich zum Gehen an. Was konnte er thun? Er hatte keinen genügenden Grund, darauf zu dringen, gerade jetzt Frau Leslie zu sehen; Frau Barnard schien leichter zu athmen, als er sich empfahl, und sprach höflich die Hoffnung aus, ihn recht bald wieder zu sehen.

Vater Musgrave bestieg sein Pferd und überlegte einen Augenblick, was nun zu thun sei. Wenn Winfridens Furcht übertrieben war? Das konnte leicht sein, und des Arztes Ausspruch war jedenfalls entscheidend. Aber die Aerzte sagen ängstlichen Verwandten nicht immer die volle Wahrheit, und Frau Barnard konnte sich eben so gut von der Hoffnung, wie ihre Dienerschaft von der Furcht täuschen lassen. Zudem hatte Winfridens ängstlich flehender Ton einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht und er konnte sich nicht entschließen, den Ort sogleich zu verlassen. Er beschloß also, bis gegen Abend in Southwell zu bleiben und auf dem Heimwege nochmals anzurufen.

In der Zwischenzeit lag Frau Leslie in einem ruhelosen, unterbrochenen Schlummer; endlich erwachte sie mit einem ängstlich drückenden Gefühle. Sie hatte einen schweren Traum gehabt, aus welchem sie sich nur der schrecklichen Worte: „Bestelle dein Haus,

denn du sollst sterben und nicht leben!" entsinnen konnte. Ja, sie war überzeugt, daß eine Vorahnung ihres nahenden Todes ihr geworden sei; sie erkannte plötzlich die Wahrheit, sie wußte, daß sie sterben mußte. Sie machte einen schwachen Versuch, sich zu erheben, vermochte dies aber nicht und sank erschöpft auf das Kissen zurück.

Die leise Bewegung erregte jedoch die Aufmerksamkeit der anwesenden Pflegerin, und Frau Munt schob den Vorhang zurück.

„Ich wünsche . . ." sagte Frau Leslie, aber die Worte erstarben auf ihren Lippen. Ihre Zunge schien gelähmt; sie wurde von neuem ohnmächtig. Als sie zu sich kam, hatte die Ueberzeugung, daß ihre Stunden gezählt seien, sich bei ihr noch verstärkt, und doch wagte sie nicht zu sprechen oder sich nur zu rühren, weil sie fürchtete, die Anstrengung könnte wieder eine jener langen Ohnmachten nach sich ziehen.

Bricht die Dämmerung ein, oder sammeln sich die Schatten des Todes über ihren Augen? Alles sieht so trübe und düster aus. Eine quälende Unruhe bemächtigt sich ihrer Seele. Soll sie ohne die heiligen Sacramente, ohne die Gnadenmittel der Kirche sterben? Sie weiß, daß ihre Mutter den Gedanken an Gefahr so lange als möglich

von sich weisen wird, und sie hat nicht die Kraft, das zu verlangen, was die Andern ihr vielleicht vorenthalten, bis es zu spät ist. Aber die Schuld mußte auf sie selbst zurückfallen.

Ohne ihrer Mutter religiöse Gleichgültigkeit zu theilen, hatte sie sich doch aus sündhafter menschlicher Rücksicht mit dem gleichen Maße geistiger Nahrung, das Frau Barnard für sich genügend fand, zufrieden gestellt. Uebertriebene Nachgiebigkeit gegen ihre Mutter hatte Frau Leslie zu diesem Fehler geführt. Sie hätte nur zu gern öfter gebeichtet und communicirt, aber sie hatte gefürchtet, bei ihrer Mutter anzustoßen oder sie zu erschrecken.

Hieß das Jesus lieben, wie Er geliebt zu werden verdient? Hieß es Ihn lieben, wie das arme, unwissende Dienstmädchen, das sie anfänglich verachtet hatte, Ihn liebte? O nein, nein! es war kalter Undank. Jetzt sieht sie ihren Fehler in seinem wahren Lichte und bereut ihn bitterlich; aber jetzt muß sie auch die Strafe ihrer Sünde tragen.

Etwas nach fünf Uhr erschien Doctor Dibdin. Er fand die Kranke in einer jener todähnlichen Ohnmachten, welche sich den Tag über so oft wiederholt hatten. Sie hatte sich in wenigen Stunden sehr ver-

ändert, und er sah auf den ersten Blick, wie die Sachen standen. Nicht nur war jede Hoffnung erloschen, sondern die Kranke konnte aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch wenige Stunden leben. Frau Miller hatte die Kranke richtiger beurtheilt, als der Arzt. Doctor Dibdin konnte nur solche Maßregeln ergreifen, welche das fliehende Leben für kurze Zeit zu fesseln vermochten, und er sah sich genöthigt, der Familie die Lage der Sache mitzutheilen.

Es ist unmöglich, den Jammer der armen Mutter zu schildern. Noch wollte sie einen Funken Hoffnung in des Arztes Worten finden, aber dieser widersprach dem mit aller Entschiedenheit. Er erklärte, daß menschliche Hülfe erschöpft sei und keine Hoffnung mehr bleibe.

Frau Barnard erinnerte ihn an seinen Ausspruch vom heutigen Morgen, aber er erwiderte, verlegen die Hände reibend: „Ja, meine hochgeschätzte Frau, diesen Morgen waren solche bestimmte Symptome noch nicht vorhanden, und ich wollte Sie nicht vorzeitig ängstigen. Derartige Fälle spotten jeder Berechnung; auch die Wissenschaft hat ihre Grenze. Ich habe Ihnen nie den kritischen Zustand Ihrer Frau Tochter verhehlt; aber die letzten Stadien solcher Krankheiten

sind unendlich verschieden, und ich habe Beispiele gekannt — —"

Frau Barnard hörte nicht die Hälfte von dem, was er sagte. „Ich wünschte jedoch, Herr Doctor," unterbrach sie ihn, „obwohl ich überzeugt bin, daß Sie alles gethan haben, was gethan werden konnte — aber — dennoch — —"

„Wünschen Sie einen zweiten Arzt zu Rath zu ziehen," ergänzte der Arzt, um sie von der Verlegenheit zu befreien, es selbst zu sagen. „Ich wollte Ihnen das eben vorschlagen, weil es zu Ihrer wie zu meiner Beruhigung beitragen wird."

Es wurde gleich nach dem zweiten Arzte gesandt. Frau Miller hieß Johann so schnell als möglich wiederkommen, und stand wirklich auf Dornen, bis Doctor Dibdin Abschied genommen hatte und sie Frau Barnard vorschlagen konnte, einen Geistlichen rufen zu lassen. Es war traurig, daß es nöthig war, die Mutter hierauf aufmerksam zu machen; aber es war nicht anders. Frau Barnard war ganz in ihrer natürlichen Liebe versunken und schien ihrer Tochter Seele vollständig vergessen zu haben. Die Bemerkung ihrer Haushälterin war ihr daher eben so widerwärtig, als wenn man

ihr von den Vorbereitungen zum Leichenbegängniß gesprochen hätte; dennoch mußte sie den Vorschlag billigen.

„Natürlich!“ sagte sie, in Thränen ausbrechend. „Sorgt gleich dafür, liebe Miller; ich kann mein Kind nicht verlassen.“ Und sie warf sich am Bette nieder und schluchzte laut.

Johann kehrte von seiner nutzlosen Sendung zurück, und der Arzt folgte ihm sogleich. Seine Ansicht stimmte natürlich mit der des Doctor Dibdin vollkommen überein, und er genehmigte, wie die Aerzte bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich thun, alle von seinem Vorgänger getroffenen Maßregeln.

Johann bespannte nun rasch den leichtesten Wagen. Die arme Frau Miller fand keine Ruhe, bis sie das Rollen der Räder hörte. Sie berechnete, daß in längstens anderthalb Stunden Vater Musgrave ankommen müsse, und flehte, daß Gott in Seiner Barmherzigkeit der Kranken das Bewußtsein noch für eine Zeit lang schenken möge. Sie ersuchte Margaret, welche wieder ziemlich hergestellt war, mit ihr den Rosenkranz zu beten, auf daß der Sterbenden diese Gnade zu Theil werde. Sie betete selbst mit der größten Inbrunst, während ihre Gefährtin nur Zerstreuung verrieth.

Wie konnte diese auch von Herzen beten, während ein doppelter Verdacht auf einer Andern haftete und sie doch allein die Schuldige war?

Sechszehntes Capitel.

Schluß.

Frau Leslie war während des Besuches der Aerzte nur theilweise bei Bewußtsein, und schlummerte fort, nachdem diese sich empfohlen hatten. Aber auch durch ihren unruhigen Schlummer zog der Eine Gedanke sich hindurch und beherrschte ihre Einbildungskraft. Die letzten Gegenstände, welche ihr vor dem Einschlafen in die Augen fielen, waren die weiße Bettdecke und die knieende Gestalt ihrer Mutter. Sie hatte ihre Mutter jedoch nicht erkannt und glaubte nun im Traume sich selbst zu sehen, indem sie die weiße Bettdecke für den weiten Ocean hielt. Sie bildete sich ein, hülflos am Ufer zu liegen und das dumpfe Brüllen der Wogen zu vernehmen, da sie den gegen das Fenster ihres Schlafzimmers schlagenden Regen hörte.

Ja, sie lag sterbend an einem einsamen Ufer — das Meer der Ewigkeit breitete sich

vor ihr aus. Schon nahte die Fluth, welche sie wegtragen sollte — und o, wie sehnte sie sich nach dem reinigenden Bade der Buße, nach dem heilenden Oele, welches allein uns zum letzten Kampfe zu stärken vermag, nach dem Brode, „dem Labsal der heiligen Seelen, der Wegzehrung jener, die im Herrn sterben.“

Sie erhebt ihr Auge und sieht eine weibliche Gestalt auf den Wogen daherkommen; ihr Fuß scheint dieselben kaum zu berühren. Als dieselbe ihr nahe ist, unterscheidet Louise das verklärte, bleiche Antlitz — es sind die Züge Winfridens! Gleich der heiligen Clara trägt sie die Monstranz in der Hand, und glänzende Strahlen scheinen dieselbe zu umgeben. Nach und nach versinkt Winfridens Gestalt im Ocean, aber die Monstranz bleibt oben und nähert sich Louisen, wie von unsichtbarer Hand getragen. O Freude! — aber welche Täuschung: es war nur ein Traum und sie erwacht — aber im Augenblicke des Erwachens hört sie die Thurmuhr die sechste Stunde verkünden.

„Sechs Uhr!“ wiederholte sie mechanisch, und ihre Stimme war wieder klar und deutlich. Frau Miller, welche im Zimmer war, eilte sogleich an das Bett. „O Miller, einen Priester!“ rief sie, bittend die

Hände faltend. „O, ich muß einen Priester sehen! Verliere keine Zeit — ich kann jetzt sprechen!"

„Er ist schon hier," antwortete Frau Miller freudig. „Er kam so eben, ein guter Engel hat ihn gesendet."

„Gott und die heilige Jungfrau seien gepriesen!" flüsterte die Sterbende, „und gesegnet sei der gute Engel, dem ich diese Gnade verdanke: ich habe es nicht verdient!"

Frau Leslie hatte mit tiefer Andacht und Inbrunst die heiligen Sterbesacramente empfangen und vom Priester vernommen, wem sie nächst Gottes Barmherzigkeit dieses Glück verdankte. Sie sehnte sich, ihre Wohlthäterin vor ihrem Tode noch zu sehen, um ihr zu danken. Das müsse jedoch bald geschehen; sie wünsche, von Allen Abschied zu nehmen und dann die letzten Augenblicke ganz ihrem Gott zu weihen.

Als Vater Musgrave kam, war Johann seit kaum einer Viertelstunde abgefahren. Er fuhr gut und hatte bald die Gegend von Enneslen erreicht, wo der Steg über das Flüßchen führt. Wohl hatte er sich auf eine Verzögerung seiner Fahrt durch das ausgetretene Wasser gefaßt gemacht, aber es konnte ihm nicht einfallen, daß er so große Hin-

dernisse finden würde. Als der Wagen die Stätte der Verwüstung erreichte, war es schon zu dunkel, um die Sachlage klar übersehen zu können. Aber Johann hörte das Tosen der Wellen und bemerkte, daß schon in beträchtlicher Entfernung von der schlimmsten Stelle das Wasser eine ungewöhnliche Tiefe hatte. Er sah ein, daß es klüger wäre, den Uebergang durch die Furth nicht zu versuchen. Der brave Diener war sich jedoch bewußt, daß es sich um kein gewöhnliches Geschäft handele und daß in diesem Nothfalle wenigstens der Versuch gemacht werden müsse. Sein Pferd schien aber durchaus anderer Ansicht zu sein, und so lenksam das Thier sonst war, wollte es doch, nachdem es bis zu einer gewissen Tiefe in's Wasser gekommen war, keinen Schritt mehr thun. Mit dem den Thieren eigenthümlichen Instinct blieb es wie angewurzelt stehen, und alles Peitschen half nichts. Diese Starrköpfigkeit aber rettete Mann und Pferd, denn wenige Schritte hätten sie in die Mitte der wilden Strömung gebracht, deren Gewalt den Wagen unfehlbar umgestürzt haben würde.

Johann wußte nicht mehr, was er anfangen sollte; er verlor nutzlos die Zeit und konnte sich doch nicht entschließen, den Versuch aufzugeben.

Der Regen hatte seit einigen Minuten aufgehört; die Wolken verzogen sich und der Mond beleuchtete die schauerliche Scene. Mit einem Blicke überschaute Johann die Verwüstung; der Steg war eingestürzt und die Balken, woraus derselbe bestanden, waren von den Wogen wild herum geworfen worden. Der erhöhete Theil des Dammes, welcher der kleinen Brücke als Stützpunkt gedient hatte, war durch die Gewalt des Wassers untergraben und in das Bett des Flüßchens gestürzt worden, so daß er zum Theil daraus hervorragte.

Was war es aber für ein heller Punkt, der das Licht des Mondes zurückstrahlte? Es war nicht bloß der Glanz des Wassers, es war ein Gegenstand, der etwas höher als der Rand desselben am Ufer lag. Johann blickte aufmerksam hin und erkannte auch einen größern dunkeln Gegenstand, welcher Aehnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt hatte. Aber woher kam der helle Strahl, der davon auszugehen schien? Johann entschloß sich, der Sache auf den Grund zu kommen. Er führte sein Pferd zurück und brachte es an eine etwas erhöhte, sichere Stelle wo es ruhig stehen blieb. Dann kletterte er am Ufer hinunter und gelangte glücklich bis zu den Resten der eingestürzten Brücke.

Mit Schrecken erblickte er eine leblose weibliche Gestalt. Sie lag bis über die Kniee im Wasser, aber Kopf und Arme waren außer demselben. Ihr Antlitz war von den Strahlen des Mondes beschienen, die Arme kreuzten sich über der Brust und preßten etwas fest auf dieselbe: es war das hellglänzende Bildniß der unbefleckten Gottesmutter.

„O Winfride! Winfride!" rief Johann schmerzlich aus. Es war wirklich Winfride; der Strom hatte sie fortgerissen, und erschöpft durch Anstrengung und Kälte hatte sie sogleich das Bewußtsein verloren. Sie hatte keinen Kampf gehabt, aber instinctmäßig hatte sie ihr Bild an's Herz gepreßt, als sie in's Wasser sank. Wäre das Strombett frei gewesen, so wäre sie längst von den Wellen fortgetragen worden; aber das eingesunkene Ufer bildete ein Hinderniß und sie blieb liegen, nachdem sie von der Gewalt der Strömung gegen dasselbe getrieben worden war.

Johann nahm die leblose Gestalt in seine Arme; aber jetzt blieb ihm ein schwieriges und gefährliches Unternehmen zu vollführen. Er mußte mit seiner Last das Ufer hinanklettern, ohne sich an den Gesträuchen festhalten zu können. Wie es ihm gelang, diesen Weg glücklich zurückzulegen, wußte er

später selbst nicht; es schien eine jener übermenschlichen Anstrengungen gewesen zu sein, deren man in Lebensgefahr oft fähig ist und über welche man sich nachher keine Rechenschaft geben kann. Es galt, ein Leben zu retten, das ihm theurer war, als sein eigenes. Was hätte er nicht gethan, es zu erhalten! Aber war denn noch Leben vorhanden? Er fühlte die volle Wucht dieser Frage erst, als er das verunglückte Mädchen in den Wagen gehoben hatte.

Der sonst so pflichttreue Kutscher kümmerte sich nicht darum, daß er Herrn Barnard's hübschen Wagen mit Schlamm und Wasser besudelte. Dies war natürlich unvermeidlich; aber er dachte nicht ein Mal daran. Winfride schien ihm in diesem Augenblicke das einzige Geschöpf in der Welt, um das er sich zu kümmern hatte.

Wie innig betete nun der Mann, der seit Monaten nicht mehr gebetet hatte, daß Gott ihr Leben erhalten möge! Wie tief fühlte er jetzt, da Winfride ihm für immer verloren sein konnte, ihren wahren Werth, und wie aufrichtig gestand er sich, daß er diese Strafe um seiner Sünden willen verdient habe! Er wand die Nässe, so gut es ging, aus ihren Kleidern, hüllte sie in seine dicke Wolldecke und fuhr so schnell als möglich

nach Hause. „Ja," sprach er zu sich selbst, und eine schwache Hoffnung schien durch diesen Gedanken in ihm aufzuleben, „Unsere Liebe Frau wird Winfriden retten, denn der Glanz, der von ihrem Bilde ausstrahlte, hat mich sie entdecken lassen. Ohne dies hätte ich sie nicht gesehen. O gewiß, Maria wird sie retten."

„Wo ist Winfride?" fragte Frau Leslie, und ihre Augen suchten im Zimmer umher. Sie hatte ruhig und zärtlich von ihren Eltern und dann von der umstehenden Dienerschaft Abschied genommen. Keiner der Anwesenden beantwortete die Frage, und ein Ausdruck tiefen Schmerzes breitete sich über die Züge der Sterbenden. „Mama," fragte sie, „du hast doch das arme Mädchen nicht fortgeschickt?"

Frau Barnard's Antwort war ein Blick voll Kummer und Verzweiflung. Frau Miller näherte sich ihrer Herrin und flüsterte ihr einige Worte zu, welche die arme Mutter, die jetzt keine andere Aufgabe mehr kannte, als der sterbenden Tochter letzte Wünsche zu erfüllen, neu zu beleben schienen. „Ja, theuerste Louise!" sagte sie, „Winfride kommt sogleich; Frau Miller wird sie hereinholen."

Herr Barnard erhob den Kopf, welchen er in den Händen begraben hatte, und blickte seine Frau überrascht und fragend an; aber diese legte mit bittendem Blicke ihre Hand auf die seine. Selbst Herr Barnard konnte in einem solchen Augenblicke das Geschehene vergessen, und er schwieg. Frau Miller kehrte bald zurück; ihr folgte Winfride, so bleich und erschöpft, daß man sie kaum erkennen konnte. Sie näherte sich dem Bette, Frau Leslie streckte ihr die Arme entgegen und umschlang sie.

„O Winfride, du, die mir mehr als eine Schwester ist, — so sehe ich dich wieder! Möge Gott dich segnen für alles Gute, das du mir gethan hast!" Ein Gemurmel des Erstaunens, das selbst der Ernst des Augenblickes nicht unterdrücken konnte, durchlief das Zimmer.

Winfride war nur wieder in's Haus aufgenommen worden, weil sie für todt gebracht wurde; man hatte Belebungsversuche angestellt, weil Mitleid und Christenpflicht es verlangten. Sie hatte jetzt die Erlaubniß erhalten, von Frau Leslie Abschied zu nehmen, weil man die Bitten einer Sterbenden nicht verweigern durfte, — aber dennoch war sie die falsche, ungehorsame Dienerin, die Lüg-

nerin, die Diebin. Nichts hatte noch den Verdacht von ihr abgewälzt.

Frau Leslie hatte das Gemurmel gehört und dessen Ursache leicht errathen. „Es ist an der Zeit," sprach sie zu den Anwesenden, „euch zu sagen, was Winfride eigentlich ist und was ich ihr verdanke. Ich achtete sie einst gering — wie ihr vielleicht auch thut — weil sie unwissend ist; aber ich entdeckte bald, daß sie wußte, was ich nicht wußte. Sie verstand es, Jesu aus reiner Liebe und ohne Selbstsucht zu dienen! Meine Andacht war bis dahin ganz selbstsüchtig und diente nur zu meiner eigenen Befriedigung; von ihr aber lernte ich, mich selbst vergessend, nur an Gott zu denken. Ich hing am Leben und konnte mich nicht entschließen, Gott das Opfer der Trennung von Gatten und Kind zu bringen; sie aber zeigte mir, daß der Liebe kein Opfer zu schwer wird. O, daß ich von ihren Lehren mehr Nutzen gezogen hätte!"

„Ich soll Sie belehrt haben!" rief Winfride mit unverkennbarem Erstaunen.

„Unterbrich mich nicht, Winfride, denn ich kann nicht mehr lange sprechen. Ich bereue von ganzem Herzen, daß ich so wenig Gewinn aus deinem Umgange zog und so selten die heiligen Sacramente empfing. Nur meiner eigenen Kälte, Schwäche und Gleich-

gültigkeit habe ich das zuzuschreiben. Gott hat Sich meiner erbarmt und mich nicht ohne Seine Gnadenmittel sterben lassen, — aber auch das verdanke ich dir, Winfride. Ja, hört es Alle: sie ahnte die Gefahr meines Zustandes und ging stundenlang durch Sturm und Regen, um Vater Musgrave zu finden und ihn mir zu senden. Lieber Vater und liebe Mutter," fuhr sie, zu diesen sich wendend, fort, „vor ungefähr einem Monate schrieb ich einen Brief an meinen theuern Gatten, welcher ihm im Falle meines Todes, den ich allerdings nicht so nahe glaubte, zugestellt werden sollte, und in welchem ich Winfride seiner Sorge und Theilnahme empfahl. Jetzt aber verlange ich, daß sie, mit seiner Einwilligung, die Pflege meines Kindes übernehme, bis dasselbe sprechen kann, auf daß Arthur zuerst von ihren Lippen die heiligsten Namen Jesus und Maria lerne."

Bis zu diesem Augenblicke hatten Alle schweigend zugehört, obwohl Frau Barnard ganz verstört aussah, und Herr Barnard sich sichtlich Mühe gab, seine Aufregung zu beherrschen. Nun aber ward es ihm zu viel.

„Liebe Louise," sagte er, „bis jetzt habe ich geschwiegen, denn ich wünsche sehr, alle deine Wünsche zu erfüllen. Aber ich kann nicht dulden, daß du aus Unkenntniß der Sachlage

eine solche Verfügung triffst. Wie Alle wissen, und Winfride weiß es wohl selbst am besten, daß sie eines solchen Vertrauens unwerth ist. Sie wurde wegen Unehrlichkeit entlassen. Wie könnten nun deine Mutter und ich uns entschließen, unsern Enkel einer Person anzuvertrauen, bei der nicht ein Mal unser Eigenthum sicher ist?"

„Winfride eine Diebin? O nein!" erwiderte Frau Leslie mit ungeahnter Kraft, „das kann nicht sein, das ist nicht wahr!"

„Nein, es ist nicht wahr; es ist eine boshafte Lüge: Winfride ist ein Engel."

Diese Worte erklangen plötzlich aus einer Ecke des Zimmers; Johann hatte sie in der Aufregung des Augenblicks gesprochen.

Aller Aufmerksamkeit aber wendete sich nun auf das leidenschaftliche Schluchzen der unglücklichen Margaret. Sie warf sich auf die Kniee und klagte sich unter heißen Thränen der Vergehen an, die man Winfriden zur Last gelegt hatte. „Ich war es, die Nachts den Jahrmarkt besuchte; ich war es die den Zucker nahm, aber nicht um ihn zu entwenden, sondern weil ich die Zuckerschale zerbrochen hatte und sie kitten wollte. Winfride hat gar nichts davon gewußt: sie ist ganz schuldlos!"

„Ja, das wußte ich! Ich wußte es!" rief Johann.

„Und sie hat sich nie vertheidigt!" rief Herr Barnard erstaunt.

„Das ist ganz ihre Weise!" sprach Frau Leslie mit liebevollem Ausdrucke.

Winfride beugte sich über Frau Leslie, theils um ihre Verlegenheit zu verbergen, welche bei diesem Lobe größer war, als bei der falschen Anklage, theils um für Margaret um Vergebung zu bitten.

„Lieber Vater und liebe Mutter," sprach die Sterbende, „ihr müßt der armen Margaret verzeihen; Winfride verlangt es, und nach all dem, was sie gelitten hat, sind wir ihr diese Genugthuung schuldig. Ihr werdet mir meine Bitte nicht abschlagen."

Herr Barnard erhob sich gerührt, nahm seiner Tochter Hand, küßte ihre bleiche Stirne, versprach ihr die pünktliche Erfüllung aller ihrer Wünsche und verließ das Zimmer.

„Zieht den Vorhang zu," sagte Frau Leslie, „das Licht thut meinen Augen wehe. Und nun, liebe Freunde, betet Alle für mich, denn meine Kräfte schwinden. Weine nicht um mich, geliebte Mutter, denn ich bin glücklich und sterbe gern. Frau Miller, Ihr werdet sie nicht verlassen. Winfride, bleibe bei mir, lege deinen Arm unter mein Haupt,

und wenn ich nicht mehr sprechen kann, so flüstere in mein Ohr die süßen Namen: Jesus und Maria!"

Eine halbe Stunde später begann die Stimme des Priesters die Gebete für die abgeschiedene Seele.

Fünf Jahre sind verflossen, und viel hat sich in Southwell verändert. Herr Barnard ist todt; nicht lange nach dem Verluste seiner Tochter traf ihn ein Schlaganfall. Die Familie Laycock hat Southwell verlassen, um in London zu leben, und Oberst Leslie, welcher bald nach dem Tode seiner Frau aus Indien zurückkehrte und eine große Summe von einem Onkel geerbt hatte, kaufte deren Haus. Er ist ein guter Katholik und wendet seinen Reichthum wohl an; ihm hat man es zu danken, daß nun in Southwell selbst eine Pfarrei errichtet ist und zwei Priester dort wohnen. Frau Barnard hat sich sehr verändert; nach ihres Gatten Tode vertauschte sie ihr altes Haus mit einem kleinern in der Nähe der Kapelle, welches sie nun mit Frau Miller bewohnt. Letztere zog Nutzen aus den Lehren, welche die unwissende Winfriede ihr gegeben hatte; sie hat

gelernt, nicht hart und vorschnell zu urtheilen, nicht lieblos zu verdammen. Auch Margaret, welche noch im Dienste der Frau Barnard steht, hat sich zu ihrem Vortheil geändert. Frau Miller hat ihr Vertrauen gewonnen, und Margaret, welche fühlt, wie gut sie es mit ihr meint, nimmt nun gern und willig jeden Rath von ihr an. Ihre plauderhaften Freundinnen flüstern sich zu, daß sie mit dem Besitzer des Kramladens an der Ecke, einem kleinen ruhigen Manne, verlobt sei. Ich will die Wahrheit dieser Neuigkeit nicht verbürgen, aber ich kann versichern, daß er ein frommer Katholik und Herrn Carl Stettin sehr unähnlich ist.

Frau Munt ist, fürchte ich, so ziemlich geblieben was sie war; nur sieht sie jetzt älter aus. Sie lebt bei einer Familie auf dem Continente, und hat dem Vorrathe ihrer Kenntnisse ein wenig schlechtes Französisch und einige vornehme Manieren beigefügt. Johann ist Kutscher bei Oberst Leslie, und er und Winfride — denn sie sind seit zwei Jahren verheirathet — bewohnen das hübsche Häuschen, welches der Oberst am Eingange des Parks hat erbauen lassen. Sie unterzog sich erst getreulich der Aufgabe, welche Frau Leslie sterbend ihr gestellt hatte, und blieb drei Jahre die sorgsame Wärterin des kleinen Arthur.

Sie lehrte ihn seine ersten Gebete und entschloß sich nicht eher, zu heirathen, bis diese Aufgabe gelöst war.

Johann glaubt einen Schatz in Winfriden gefunden zu haben, und er hat auch alle Ursache so zu denken: „denn sie wird ihm Gutes thun und nicht Uebeles alle Tage seines Lebens." Wer sie kennt, liebt und achtet sie; aber nur wenige verstehen ihren wahren Werth zu schätzen, denn sie ist dieselbe blöde, schüchterne Winfride geblieben. Der kleine Arthur liebt seine Winny zärtlich und verlebt manche fröhliche Stunde in ihrem kleinen Garten oder in dem sonnigen Stübchen. Er bringt stets sein biblisches Bilderbuch mit, damit sie ihm von den Heiligen und den Martyrern erzähle, und von der allerseligsten Jungfrau Maria, seiner Mutter — denn er hat keine außer ihr. Zugleich gibt er sich alle mögliche Mühe, seine ehemalige Wärterin in der Kunst des Lesens zu unterrichten. Es ist jedoch zu bezweifeln, daß sie je ihrem Lehrer Ehre machen wird; wahrscheinlich wird sie ihr Leben lang die unwissende Winfride bleiben — unwissend in jeder Wissenschaft, mit Ausnahme der Wissenschaft des Heiles: der Liebe Gottes.

Sie hörte ihm seine ersten Gebete und entschloß sich nicht eher, zu heirathen, bis diese Aufgabe gelöset war.

Johann glaubt einen Schatz in Winifriden gefunden zu haben, und er hat auch alle Ursache so zu denken; „denn sie wird ihm Gutes thun und nicht Uebeles alle Tage seines Lebens.“ Wer sie kennt, liebt und achtet sie; aber nur wenige verstehen ihren wahren Werth zu schätzen; denn sie ist dieselbe blöde, schüchterne Winifride geblieben. Der kleine Arthur liebt seine Mama zärtlich und verlebt manche fröhliche Stunde in ihrem kleinen Garten oder in dem sonnigen Stübchen. Er bringt stets sein biblisches Bilderbuch mit, damit sie ihm von den Heiligen und den Märtyrern erzähle, und von der glorreichsten Jungfrau Maria, seiner Mutter — denn er hat keine andere. Zugleich gibt er sich alle mögliche Mühe, seine ehemalige Wärterin in der Kunst des Lesens zu unterrichten. Es ist jedoch zu bezweifeln, daß sie je ihrem Lehrer Ehre machen wird; wahrscheinlich wird sie ihr Leben lang die unwissende Winifride bleiben — unwissend in jeder Wissenschaft, mit Ausnahme der Wissenschaft des Heiles, der Liebe Gottes.

Bilder

aus dem Volksleben

für Jung und Alt.

Viertes Bändchen.

Zweite Auflage.

Köln 1861.
Druck und Verlag von J. P. Bachem.